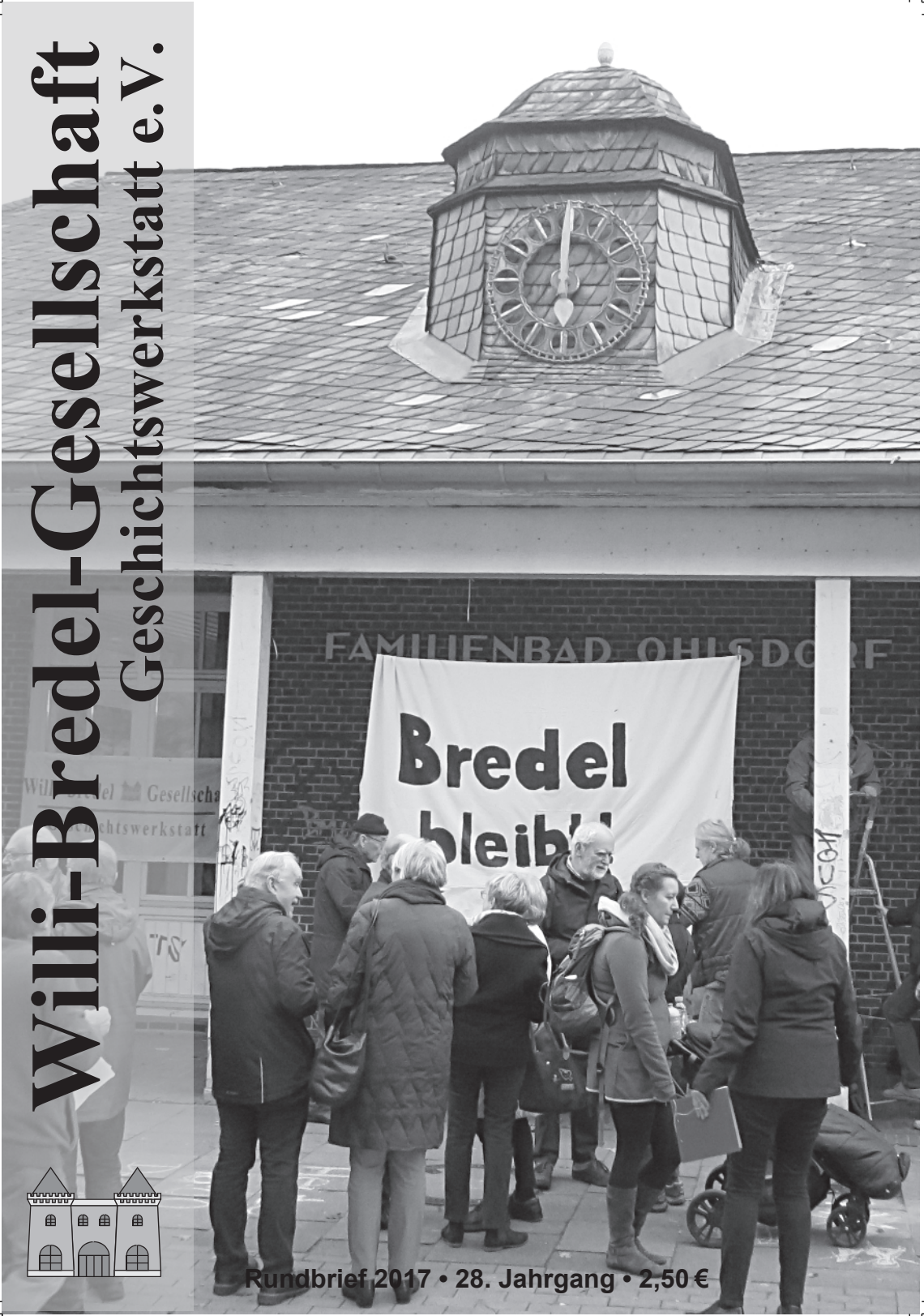
Willi-Bredel-Gesellschaft
Geschichtswerkstatt e.V.



Rundbrief 2017 • 28. Jahrgang • 2,50 €

Inhalt

Editorial 3

Hans Matthaei
Der Rausschmiss 4

Hans-Kai Möller
Rede auf der Protestkundgebung am 25. Oktober 2016 7

Hans Gaertner
Brief an Olaf Scholz 10

Holger Tilicki
Kommunaler Saal Ohlsdorf Das „Aus“ nach 24 Jahren 13

Sven Bardua
Die 1926/27 erbauten Stahlhäuser in Fuhlsbüttel setzen Rost an 15

Klaus Struck
Historische Wärterhäuser - Abriss statt Denkmalschutz? 20

Hans Matthaei
Ehre wem Ehre gebührt! 21

Holger Tilicki
Keine Ehre für Adolph Woermann 24

René Senenko
„Kämpft für eine bessere Welt!“ Ludwig Baumann bei Straßenbenennung in Jenfeld dabei 29

Martin Walbruch
Fahrten zu Gedenkorten in Ostdeutschland. Ein Report 31

Hans-Kai Möller
Ein unbekanntes Kapitel Hamburger Sozialgeschichte: Bredel, Thälmann und die Wäschereiarbeiter 36

Herbert Schneider
Kiew, Jerusalem, Zürich, Hamburg- Brief von Bredel aus dem Jahre 1940 aufgetaucht 42

Ninel Sheynkman
Als Willi Bredel in Kiew war 44

Karl Heinz Schulmeister
Willi Bredel und Johannes R. Becher: Eine schwierige Beziehung 46

Hans-Kai Möller
Ein Gemälde und viele offene Fragen 52

Herbert Schneider
Erich Hackl zu Gast bei der Willi-Bredel-Gesellschaft 57

Herbert Schneider
Neue Anthologie „So weit uns Spaniens Hoffnung trug“ Buchbesprechung 59

nfa
24. Fuhlsbüttler Filmtage Zur Erinnerung an den Spanischen Krieg 1936–39 63

Leserreaktionen 65

Impressum 67

Protestkundgebung vor dem alten Eingangsgebäude des Sommerbades Ohlsdorf, Im Grünen Grunde 1, 25.10.2016. Foto: Holger Tilicki.

Editorial

Unser Rundbrief erscheint nun seit 28 Jahren. Die ersten, noch fotokopierten Ausgaben wurden in dem kleinen Büro im Souterrain eines Einfamilienhauses am Friedhofsweg in Klein Borstel, einem ehemaligen Milchgeschäft, erstellt. Der Umzug in die zentrale Lage am Ohlsdorfer Bahnhof 1992 war ein großer Schritt nach vorn. Im letzten Jahr hat Bäderland uns, einem seit über 20 Jahren verlässlichen, aber kritischen Mieter, das Leben schwer gemacht: Uns wurden, nachdem wir monatelang hingehalten worden sind, die Räume Im Grünen Grunde 1 gekündigt. Seit Oktober führten wir einen erbitterten Kampf David Bredel gegen Goliath Bäderland. Wir berichten in diesem Rundbrief ausführlich über diese Auseinandersetzung und den Rausschmiss auf Raten.

Hat uns das aber abgehalten, weiterhin aktiv unsere Themen zu verfolgen? Dieser Rundbrief beweist das Gegenteil.

Bestandteil einer fortschrittlichen Gedenkpolitik ist die kritische Auseinandersetzung mit Straßennamen. Hans Matthaei kann von der erfolgreichen Umbenennung der Kriegerehrenallee in Ida-Ehre-Allee auf dem Ohlsdorfer Friedhof berichten, René Senenko über die Benennung einer neuen Straße in Jenfeld nach dem Deserteur Kurt Oldenburg. Wir haben es außerdem geschafft, dass sich die Politik endlich mit der unsäglichen Namensgebung von zwei Straßen in Ohlsdorf nach dem Kolonialverbrecher Adolph Woermann beschäftigt, wie Holger Tilicki darstellt.

Natürlich kommt in diesem Rundbrief auch unser Namensgeber nicht zu kurz: Hans-Kai Möller informiert über ein Gemälde, das uns der Sohn von Willi Bredel, Claus Bredel, geschenkt hat und schildert ein interessantes Kapitel Hamburger Sozialgeschichte im Zusammenhang mit Ernst Thälmann. Herbert Schneider dokumentiert den abenteuerlichen Weg eines 1940 von Bredel verfassten Briefes an Isaak Sternberg. Als Gastautor beschreibt der ehemalige Bundessekretär des Kulturbundes Karl Heinz Schulmeister die nicht immer einfache Beziehung zwischen den beiden Schriftstellern und Kulturpolitikern Becher und Bredel.

Prominenten Besuch aus Österreich konnten wir nach Hamburg holen: Der Schriftsteller Erich Hackl stellte im „Polittbüro“ seine Spanienkriegsanthologie vor. Eine Buchbesprechung und einen Bericht über seinen Aufenthalt finden Sie in diesem Heft. Auch die Fuhlsbüttler Filmtage, die nach 24 Jahren das letzte Mal im Grünen Saal stattfanden, nahmen den 80. Jahrestag des rechten Putsches in Spanien zum Anlass Filme über den Kampf der Internationalen Brigaden zu zeigen.

Hans Matthaei

Holger Tilicki

Der Rausschmiss

Am 13. Dezember 2016 lag die endgültige Kündigung unserer Vereinsräume durch den Vermieter Bäderland Hamburg GmbH in der Post. Alle Bemühungen um eine Fortführung des seit 1992 bestehenden Mietverhältnisses hatten nicht geholfen. Über den geplanten Abriss des Freibades Ohlsdorf, den Verkauf eines großen Teils der Freibadflächen an ein privates Wohnungsbauunternehmen und die Pläne für den Neubau des Hallenbades haben wir in den Rundbriefen seit 2009 regelmäßig berichtet. Am 14. September 2015 stellte Bäderland schließlich seine Neubauplanung im Regionalausschuss Langenhorn-Fuhlsbüttel-Ohlsdorf-Alsterdorf-Groß Borstel vor. Auch wenn bis heute das Protokoll dieser Sitzung nicht erstellt wurde, berichten alle Sitzungsteilnehmer, dass Bäderland für den Südflügel des alten Eingangsgebäudes zum Sommerbad Ohlsdorf, in dem der Hamburger Schwimmclub (HSC) und die Bredel-Gesellschaft ansässig waren, keine neue Nutzung vorgesehen hatte.

Im Mai 2016 nahm die unendliche Geschichte der Bauplanung weiter Fahrt auf. Für die Einrichtung einer Baustraße benötigte Bäderland zeitnah die Terrasse des Grünen Saals und setzte den Hauptmieter, den „Förderverein Grüner Grund e.V." (ehem. Förderverein für das alte Eingangsgebäude des Sommerbades Ohlsdorf) und damit die Untermieter Mook wat e.V., HSC, Grüner Saal und die Willi-Bredel-Gesellschaft massiv unter Druck: Entweder eine Kündigung aller Mieter des Eingangsgebäudes zu Ende September oder Räumung der Terrasse bis zum 30. Juni bei Kündigung zum 31. Dezember 2016, versüßt durch eine Mietminderung um 50 Prozent für alle Mieter.

Über einhundert Menschen fanden sich zu einer Kundgebung vor dem alten Eingangsgebäude des Sommerbades Ohlsdorf ein, 25.10.2016. Foto: Holger Tilicki.

Für den Grünen Saal hatte der Verlust der etwa 100 Quadratmeter großen

Terrasse gravierende Konsequenzen, denn die bereits geschlossenen Verträge mit den Saalnutzern umfassten natürlich die Nutzung dieser Fläche. Viele Mieter stornierten ihre Verträge oder verlangten zumindest Mietminderung, so dass der Grüne Saal gezwungen war, seinen Betrieb Ende November einzustellen.

Die Kündigung zum Jahresende wurde schließlich vom Förderverein akzeptiert, weil Mook wat e.V. Ersatzräume in Aussicht hatte und sowohl dem Schwimmclub als auch uns eine Fortführung des Mietverhältnisses durch Einzelmietverträge signalisiert wurde, zumal dies auch in einem von Bäderland am ersten Juni 2016 erstellten Ergebnisprotokoll festgehalten worden war. Als der Bredel-Gesellschaft trotz mehrfacher Nachfrage bis Anfang Oktober noch immer kein Mietangebot von Bäderland vorlag, machten wir unsere missliche Lage öffentlich. Zahlreiche Medien, von der Lokalpresse über das Hamburger Abendblatt bis hin zum Hamburg Journal des NDR-Fernsehens, berichteten.

Auf einer Kundgebung am 25. Oktober vor dem alten Eingangsgebäude des Freibades protestierten über hundert Teilnehmer gegen die Hinhaltetaktik von Bäderland. Transparente wurden gemalt, unsere Mitglieder Uwe Levien, Benno Finkelmeyer und Holger Schultze machten mit Protestsongs Stimmung. Die Ansprache unseres Ehrenvorsitzenden Hans-Kai Möller dokumentieren wir weiter unten.

Auf der Kundgebung wurden 119 Unterschriften unter eine Petition an die Kulturbehörde gesammelt, um deren Unterstützung zu erreichen. Nicht nur die Kulturbehörde, sondern auch zahlreiche Kulturpolitiker aller Fraktionen, Freunde des Vereins aus dem In- und Ausland und Organisationen wie die VVN/BdA setzten sich für den Verbleib der Bredel-Gesellschaft im Grünen Grunde 1 ein. Schließlich unterbreitete der Verein am 30. November sogar den Vorschlag, auf einen Teil seiner Räumlichkeiten zu verzichten, falls ein unbefristeter Mietvertrag für die restlichen Räume angeboten

Transparent am Bahnhof Ohlsdorf, 25.10.2016. Foto: Holger Tilicki.

würde. Selbst dieses Kompromiss-Angebot, dass auch von der Bezirksverwaltung unterstützt wurde, lehnte der Bäderland-Geschäftsführer Dirk Schumaier am 13. Dezember mit folgender Begründung ab: *„Im Zuge der Konkretisierung unserer Planung für den Neubau ist deutlich geworden, dass aufgrund der deutlich vergrößerten Wasserfläche und der sich abzeichnenden Bedarfe ein höherer Nutzungsanteil auf unsere öffentlichen Badegäste entfallen wird, die vor allem Nutzer eines solchen gastronomischen Angebots sind. ... Es ist daher festzustellen, dass wir Ihre gesamte Mietfläche und die mittlerweile an uns übergebene Fläche des Grünen Saals für die geplante Eingangssituation (inkl. Gastronomie) des neuen Bades benötigen.“*

Als einziges Zugeständnis bot er eine Räumungsvereinbarung an, die uns bei einer akzeptablen Miete den Verbleib Im Grünen Grunde 1 bis Ende April 2017 ermöglichte. Am 29. Dezember mussten wir zähneknirschend nach Vermittlung des Bezirksamtes diese Räumungsvereinbarung unterschreiben, nachdem zumindest die unzumutbaren Nebenbedingungen wie die Unterwerfung unter eine „sofortige Zwangsvollstreckung“ und die „Zahlung einer Nutzungsentschädigung“ gestrichen wurden.

Zwischenzeitlich hat der Verein neue Räume am Ratsmühlendamm 24 im Fuhlsbüttler „Kinoblock“ gefunden, die allerdings kleiner und teurer sind. Außerdem fehlt hier leider die direkte Anbindung an U- und S-Bahn. Trotzdem sind wir zuversichtlich, dass wir auch an diesem Standort unsere Arbeit erfolgreich fortsetzen können und viele Anwohner unser Archiv besuchen werden.

Hans-Kai Möller (links) und Holger Schultze bei ihren Ansprachen auf der Kundgebung, 25.10.2016. Foto: Holger Tilicki.

Festzuhalten bleibt: Erst im Winter 2016 ist Bäderland angeblich aufgefallen, dass für das neue Hallenbad auch „ein gastronomisches Angebot für die Gäste“ notwendig ist – ausgerechnet in den Räumlichkeiten der Willi-Bredel-Gesellschaft, die sich jahrelang tatkräftig für den Erhalt des Freibades Ohlsdorf eingesetzt hat.

Hans Matthaei

Rede auf der Protestkundgebung am 25. Oktober 2016

Wir stehen hier vor dem alten Eingangsgebäude des Freibades Ohlsdorf, um gegen die Kündigung der Büroräume unserer Geschichtswerkstatt, der Willi-Bredel-Gesellschaft, durch Bäderland zu protestieren.

Die Bredel-Gesellschaft, 1988 gegründet, hatte ihr erstes Büro in einem ehemaligen Milchgeschäft im Stadtteil Klein Borstel in der Nähe des Friedhofes. Diese Räumlichkeiten in einem Pri-

Der Widerstandskämpfer Peter Gingold und sein Biograf Prof. Karl-Heinz Jahnke im Gespräch in unserem Büro anlässlich einer Buchvorstellung, 28.1.1999. Foto: Holger Tilicki.

vathaus waren sehr klein und abgelegen. Deshalb waren wir auch mit dabei, als sich am 10. April 1990 auf Initiative des damaligen Ortsamtsleiters von Langenhorn-Fuhlsbüttel, Harald Rösler, heute Bezirksamtsleiter von Hamburg-Nord, die Vereine HSC, Büro für Verkehr und Umwelt Nord, Deutsch-Polnische Gesellschaft und Mook wat e.V. trafen. Es ging damals um eine sinnvolle Nutzung des bis 1972 als Eingangsgebäude des Freibades Ohlsdorf genutzten Backsteinbaus.

Zwei Nutzungskonzepte lagen vor: Das eine sah ein „Kommunales Zentrum“ mit einem größeren Veranstaltungsraum in der ehemaligen Kassenhalle und Büros für gemeinnützige Vereine in den Seitenflügeln vor. Das andere, von der CDU bevorzugte Konzept setzte auf eine privat betriebene „Erlebnisgastronomie“ mit Restaurant und Bistro-Bar-Café. Alle Vereine befürworteten das erste Modell. Es konnte sich schließlich auch mit den Stimmen von GAL und SPD im Ortsausschuss Langenhorn-Fuhlsbüttel durchsetzen. Anfang Juni 1990 entschlossen sich die Hamburger Wasserwerke GmbH (HWW) das von Fritz Schumacher geprägte Gebäude einem inzwischen gegründeten „Förder-

verein für das alte Eingangsgebäude Sommerbad Ohlsdorf“ langfristig zu vermieten. Diesem Dachverein gehörten bei seiner Gründung Mook wat, der HSC und die Willi-Bredel-Gesellschaft an. Bald kam der Bürgerverein Fuhlsbüttel hinzu und später das Büro für Verkehr, der Landesseniorenbeirat, der Kulturverein „Backstube“ und die ökologische Initiative „Omnibus“. Diese Vielfalt zeigt, dass das Projekt und der Förderverein auf ein breites Interesse im Stadtteil stießen und eine große Akzeptanz hatten. Sicherlich spielte bei einigen der Vereine auch die Hoffnung auf kostengünstige Büroräume eine große Rolle. Das galt ja auch für uns. Am 13.11.1990 einigten sich der Förderverein und die HWW auf einen Nutzungsvertrag und bereits am 10. Dezember 1990 fand der erste Spatenstich für die Restaurierung des alten Eingangsgebäudes statt. Der Umbau verzögerte sich leider erheblich. Im Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft, der im Januar 1993 erschien, konnte ich dann aber erleichtert schreiben:

„Wenn ihr dieses Heft in den Händen haltet, ist hoffentlich auch unser Umzug in das alte Eingangsgebäude der Badeanstalt endlich abgeschlossen. „Offiziell“ wurde das Gebäude ja bereits im September eingeweiht. Im November folgte ein „Tag der offenen Tür der Vereine“, an dem wir uns mit einer kleinen Ausstellung mit alten Postkarten aus Fuhlsbüttel und Fotos und Plänen über die Geschichte der Badeanstalt Ohlsdorf beteiligten.

Der neue, verkehrsgünstige Standort und die Möglichkeit, neben unseren Büroräumen fast jederzeit den kommunalen Saal nutzen zu können, eröffnet uns neue Chancen, auch Schulen und andere Bildungseinrichtungen stärker anzusprechen. Unser neues Büro liegt zudem zwischen zwei für die Geschichte der faschistischen Verfolgung wichtigen Orten, dem Friedhof Ohlsdorf und dem ehemaligen KZ Fuhlsbüttel. Wir sehen in diesem Standort eine große Chance, so-

Der Schriftsteller Hermann Kant in unserem Büro während der Aufführung von Verfilmungen seiner Werke bei den 16. Fuhlsbüttler Filmtagen, 27.11.2008. Foto: Herbert Schneider.

wohl die Mechanismen faschistischer Herrschaft und Unterdrückung als auch die Schwierigkeiten und Leistungen der Widerstandes anschaulich und einprägsam für Kopf und Herz zu vermitteln."

Genau diese Chance wird von uns nun schon über 23 Jahre genutzt, u. a. durch mehr als hundert Radrundfahrten und Rundgänge über den Friedhof Ohlsdorf zu Gräbern von Verfolgten und Widerstandskämpfern. Die Stadtteilrundgänge enden zumeist vor unserem Büro, wo häufig eine Vor- oder Nachbereitung dieser Veranstaltungen stattfindet. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang auch daran, dass mehr als ein Dutzend bekannte Naziverfolgte und Widerstandskämpfer Hamburgs Mitglieder der Bredel-Gesellschaft sind bzw. es bis zu ihrem Tode waren und in unseren Büroräumen bzw. im Grünen Saal aus ihren Lebensgeschichten berichtet haben. Einige waren ebenso wie unser Namensgeber der Arbeiterschriftsteller Willi Bredel Häftlinge im berüchtigten KZ Fuhlsbüttel (Kola-Fu), das nur ca. einen Kilometer von unserem Büro entfernt liegt. Zu ihnen gehörten Helmuth Warnke, Emil Heitmann und Walter Flesch. Aber auch viele ehemalige Zwangsarbeiter aus dem Ausland besuchten uns in unseren Büroräumen. Stellvertretend seien hier die jüdische Auschwitzüberlebende Teresa Stiland (Lodz, jetzt Paris), die uns mehrfach mit ihrer Tochter bzw. ihrer Enkelin besuchte, und Marie ter Morsche, eine Trägerin des Widerstandskreuzes der Niederlande, genannt. Seit dem Jahr 2000 besuchen uns immer wieder ehemalige niederländische Zwangsarbeiter und deren Angehörige. Die meisten dieser Männer arbeiteten bei Röntgenmüller, einer Tochter von Philips, und wohnten in den Zwangsarbeiterbaracken am Wilhelm-Raabe-Weg 23, die wir 1998/99 vor dem geplanten Abriss retteten. Auch Kinder ehemaliger Zwangsarbeiter aus Italien und Frankreich fanden den Weg in unser zentral gelegenes Büro, von dort aus auch zur Gedenkstätte Kola-Fu und zum Wilhelm-Raabe-Weg.

Die Auschwitzüberlebende Térèsa Stiland bei einem Besuch in unserem Büro nach der Ausstellungseröffnung „Leidensweg und Behauptung" in der Zwangsarbeiterbaracke, 2.4.2011. Foto: Klaus Struck.

Abschließend muss noch eine be-

liebte Veranstaltungsreihe erwähnt werden: die Fuhlsbüttler Filmtage, die seit über 20 Jahren regelmäßig an zwei oder drei Tagen im November im Grünen Saal stattfinden. Im Zusammenhang mit dieser Veranstaltungsreihe fanden häufig Vor- und Nachgespräche mit Drehbuchautoren, Regisseuren und Schriftstellern in unseren Büroräumen statt. Zu den letzten Fuhlsbütteler Filmtagen im Grünen Saal möchte ich Sie ganz herzlich einladen. Einmal muss man zumindest dabei gewesen sein.

Nun will Bäderland als Nachfolger der HWW offensichtlich die Umstrukturierung des Bades und seines Eingangsbereiches dazu nutzen, uns als zuverlässigen, aber auch kritischen Mieter los zu werden. Unser konsequentes Engagement für den Erhalt des beliebten Freibades Ohlsdorf ist vermutlich der Hauptgrund für die Kündigung.

Einen Rauswurf werden wir aber nicht schweigend akzeptieren! Das Gedächtnis der Stadtteile Ohlsdorf, Fuhlsbüttel und Klein Borstel muss an diesem historisch, baugeschichtlich und verkehrstechnisch wichtigen Ort erhalten bleiben und darf nicht irgendwo in der Pampa landen! „Auch wenn Bäderland uns nicht gern mag, wir brauchen einen Mietvertrag!“ Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung!

Hans-Kai Möller

An den Ersten Bürgermeister von Hamburg, Herrn Olaf Scholz

Sehr geehrter Herr Scholz,

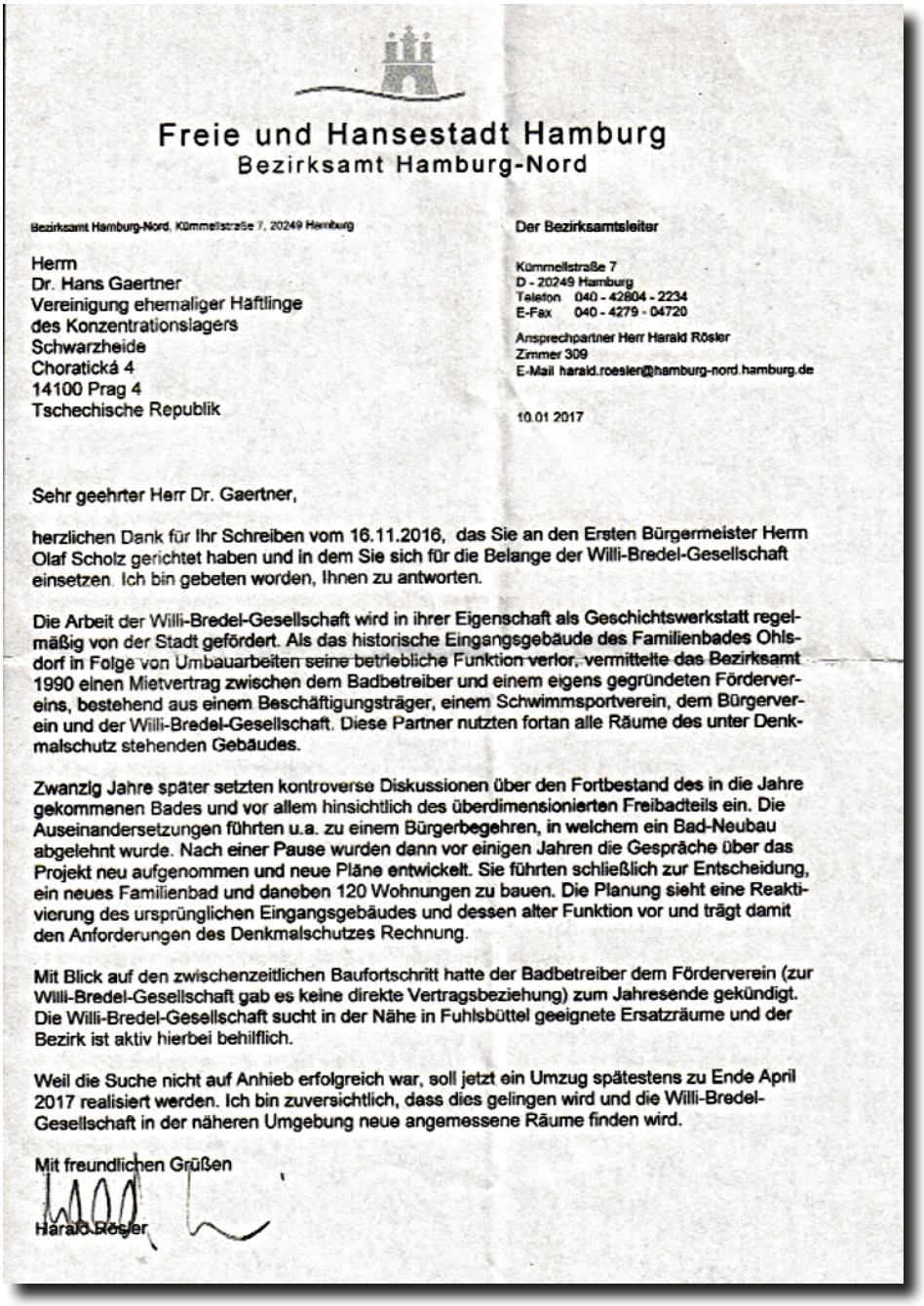
ich möchte mich noch einmal für Ihre Glückwünsche zu meinen 90. Geburtstag bedanken. Ihr Schreiben sehe ich als Zeichen Ihrer Wertschätzung für mein Auftreten bei Zeitzeugenveranstaltungen an Schulen und in Vereinen sowie bei der „Woche des Gedenkens in Hamburg-Nord“ an.
Wie Sie wissen, bin ich in Hamburg zur Welt gekommen; noch immer zieht es mich jedes Jahr in meine Vaterstadt.
Mit etwas Sorge habe ich die Meldungen verfolgt, dass der Ohlsdorfer Geschichtswerkstatt - die Willi-Bredel-Gesellschaft - durch den Badbetreiber Hamburgs („Bäderland Hamburg GmbH“) die Räume gekündigt worden sind.
Dieser Verein war der erste in Hamburg, der auf das Schicksal meiner Familie aufmerksam gemacht hat. Er regte an, dass für meinen Vater Erich Gaertner im Juni 2008 ein Stolperstein an unserem einstigen Wohnhaus in Eppendorf verlegt werden konn-

Hans Gaertner, Auschwitzüberlebender und Vorsitzender des Vereins der Überlebenden des KZ-Außenlagers Schwarzheide, 24.2.2016. Foto: René Senenko.

te. Mein Vater war 1941 nach Minsk deportiert worden und kam dort um.
Die Willi-Bredel-Gesellschaft war es auch, die vorgeschlagen hatte, dass ich von der Bezirksversammlung Hamburg-Nord als Ehrengast zur Eröffnung der „Woche des Gedenkens im Hamburg-Nord“ am 27. Januar 2015 eingeladen worden bin. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der biografische Film „Resilienz“ über meine Person vorgestellt. Sie können sich vorstellen, welche Genugtuung es für mich war, nach so vielen Jahren eine öffentliche Anerkennung dieser Art zu empfangen.
In Folge dieser Festveranstaltung in Eppendorf bekam ich immer mehr Einladungen aus Hamburger Schulen, in denen ich - 2015 und 2016 - als Zeitzeuge vielfach aufgetreten bin. Organisiert hat die meisten dieser Zeitzeugenveranstaltungen Frau Barbara Nitruch (SPD). Aber auch hier gab es Kooperationen mit der Willi-Bredel-Gesellschaft. Für all dieses Bemühen bin ich dankbar.
Vielleicht können Sie einmal Ihren Einfluss auf den Badbetreiber geltend machen, damit der Geschichtsverein an seinem jetzigen Standort im alten Badgebäude in Ohlsdorf verbleiben kann.

Prag am 16. November 2016

JUDr. Hans Gaertner
Auschwitzüberlebender
Vorsitzender des Vereins der Überlebenden des KZ-Außenlagers Schwarzheide



Freie und Hansestadt Hamburg
Bezirksamt Hamburg-Nord

Bezirksamt Hamburg-Nord, Kümmellstraße 7, 20249 Hamburg

Herrn
Dr. Hans Gaertner
Vereinigung ehemaliger Häftlinge
des Konzentrationslagers
Schwarzheide
Choratická 4
14100 Prag 4
Tschechische Republik

Der Bezirksamtsleiter

Kümmellstraße 7
D - 20249 Hamburg
Telefon 040 - 42804 - 2234
E-Fax 040 - 4279 - 04720

Ansprechpartner Herr Harald Rösler
Zimmer 309
E-Mail harald.roesler@hamburg-nord.hamburg.de

10.01.2017

Sehr geehrter Herr Dr. Gaertner,

herzlichen Dank für Ihr Schreiben vom 16.11.2016, das Sie an den Ersten Bürgermeister Herrn Olaf Scholz gerichtet haben und in dem Sie sich für die Belange der Willi-Bredel-Gesellschaft einsetzen. Ich bin gebeten worden, Ihnen zu antworten.

Die Arbeit der Willi-Bredel-Gesellschaft wird in ihrer Eigenschaft als Geschichtswerkstatt regelmäßig von der Stadt gefördert. Als das historische Eingangsgebäude des Familienbades Ohlsdorf in Folge von Umbauarbeiten seine betriebliche Funktion verlor, vermittelte das Bezirksamt 1990 einen Mietvertrag zwischen dem Badbetreiber und einem eigens gegründeten Fördervereins, bestehend aus einem Beschäftigungsträger, einem Schwimmsportverein, dem Bürgerverein und der Willi-Bredel-Gesellschaft. Diese Partner nutzten fortan alle Räume des unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes.

Zwanzig Jahre später setzten kontroverse Diskussionen über den Fortbestand des in die Jahre gekommenen Bades und vor allem hinsichtlich des überdimensionierten Freibadteils ein. Die Auseinandersetzungen führten u.a. zu einem Bürgerbegehren, in welchem ein Bad-Neubau abgelehnt wurde. Nach einer Pause wurden dann vor einigen Jahren die Gespräche über das Projekt neu aufgenommen und neue Pläne entwickelt. Sie führten schließlich zur Entscheidung, ein neues Familienbad und daneben 120 Wohnungen zu bauen. Die Planung sieht eine Reaktivierung des ursprünglichen Eingangsgebäudes und dessen alter Funktion vor und trägt damit den Anforderungen des Denkmalschutzes Rechnung.

Mit Blick auf den zwischenzeitlichen Baufortschritt hatte der Badbetreiber dem Förderverein (zur Willi-Bredel-Gesellschaft gab es keine direkte Vertragsbeziehung) zum Jahresende gekündigt. Die Willi-Bredel-Gesellschaft sucht in der Nähe in Fuhlsbüttel geeignete Ersatzräume und der Bezirk ist aktiv hierbei behilflich.

Weil die Suche nicht auf Anhieb erfolgreich war, soll jetzt ein Umzug spätestens zu Ende April 2017 realisiert werden. Ich bin zuversichtlich, dass dies gelingen wird und die Willi-Bredel-Gesellschaft in der näheren Umgebung neue angemessene Räume finden wird.

Mit freundlichen Grüßen

Harald Rösler

Grüner Saal
e.V.
Kommunaler
Veranstaltungsraum
im Alstertal

Das „Aus“ nach 24 Jahren

In den letzten Monaten wurde einiges „Geschichte“, was von vielen Ohlsdorfern und Fuhlsbüttelern über die letzten mehr als 25 Jahre als lebendige Stadtteilkultur gelebt wurde. Dazu gehörte der Kommunale Veranstaltungsraum im alten Eingangsgebäude des Familienbades Ohlsdorf, einem Schumacherbau aus dem Jahre 1927. Er war Teil des in diesem Rundbrief beschriebenen Stadtteilzentrums Im Grünen Grunde 1.

Seit Beginn der Nutzung des Gebäudes durch den „Förderverein Grüner Grund 1 e.V.“ 1992 wurde die ehemalige Kassenhalle des Freibades mit Nebenräumen, einer Küche und einer etwa 100 Quadratmeter großen Terrasse als Veranstaltungsraum an Vereine und Privatpersonen vermietet. Als 2000 die Vermietungen des Saales rückläufig waren und Bäderland eine Mieterhöhung in Aussicht stellte, stand das Überleben des gesamten stadtteilkulturellen Standortes auf dem Spiel.

Mutig und optimistisch gründete sich aus Mitgliedern der im kommunalen Zentrum ansässigen Vereine, aber auch des Bürgervereins Fuhlsbüttel – Hummelsbüttel – Klein Borstel – Ohlsdorf von 1897 e.V. und der Öffentlichen Bücherhalle Fuhlsbüttel, der Verein „Grüner Saal e.V.“, um die Vermietung des kommunalen Veranstaltungsraumes zu übernehmen. Sein Zweck war laut Satzung „…die Verwaltung des kommunalen Saals…zur nichtkommerziellen

Der Grüne Saal wurde vielfältig genutzt z.B. durch die GAL, 2001. Foto: Holger Tilicki.

Nutzung für Kultur- und Bildungsveranstaltungen und private Feiern…“ durchzuführen. Der Name des Vereins leitete sich von den historischen blaugrünen Kacheln ab, die optisch schon den Zusammenhang mit der Wasser-

Verkostung chilenischer Weine durch einen Fuhlsbüttler Weinhändler im Grünen Saali, 2003. Foto: Holger Tilick.

fläche des Freibades darstellen.

Nach Erhöhung der Attraktivität des Saales durch Renovierung und geschmackvolle Dekoration, konnte ich auf der Eröffnungsfeier am 22. April 2001 vorsichtig verkünden, dass „es mit den Vermietungen bis zum Sommer einigermaßen aus(sieht). Ob sich das Ganze als dauerhaft erweist, wissen wir nicht.“ Nach über 15 Jahren überwiegend von Heike Schott geleisteter aktiver, ehrenamtlicher Arbeit gibt der Erfolg uns Recht und nur die Kündigung durch den Vermieter Bäderland, der hier wieder den Eingangsbereich für das in Bau befindliche Hallenbad herrichten möchte, setzte dem Ende November 2016 einen Schlusspunkt.

Diese durchweg positive Bilanz wird leider in der Drucksache 20-3465 von der Bezirksverwaltung Hamburg-Nord am 13.10.2016 etwas seltsam „gewürdigt“: *„Gegenüber der Anfangsphase, bei der in der Tat eine stärker stadtteilorientierte bzw. stadtteilkulturelle Nutzung zum Tragen kam, veränderte sich das Profil immer mehr in Richtung einer hamburgweit gern gebuchten Party-Location, deren besonderer Charme in der Lagegunst und der räumlichen Verbindung zum Badgelände bestand. Andere Veranstaltungen spielten im Verhältnis dazu zahlenmäßig keine Rolle mehr. Von einem stadtteilkulturellen Verlust kann daher in 2016 keine Rede sein.“*

Wie, wenn nicht durch Vermietungen an Privatpersonen, hätten wir denn unseren stadtteilkulturellen Anspruch verwirklichen können? Wäre es etwa besser gewesen, jährlich oder in kürzeren Abständen Mittel von der Bezirksversammlung zu erbitten, damit der Veranstaltungsraum und die Räume aller anderen Vereine gesichert blieben? Stattdessen haben wir uns zu 100 % selbst getragen und bekommen das jetzt rückwirkend auf demotivierende Weise negativ ausgelegt.

Eine kleine Auswahl von stadtteilkulturrelevanten Veranstaltungen der letzten 15 Jahre soll verdeutlichen, was hier möglich war: Neben den Vermietungen für private Feiern am Freitag

und Sonnabend traf sich jeden Sonntag eine Gruppe Lateinamerikaner mit vielen Gästen aus dem Stadtteil zu einem kulturellen und kulinarischen Beisammensein. An den Wochentagen wurde der Saal tagsüber jahrelang von JUMBO, einem Projekt zur Ausbildungsvorbereitung für junge Migranten, genutzt. Abends trafen sich hier der Bürgerverein oder Stadtteilinitiativen. Die Liste der Kulturveranstaltungen reicht von Lesungen und Zeitzeugengesprächen über Rockkonzerte und Jam-Sessions bis hin zu den Fuhlsbüttler Filmtagen, die 24 Jahre lang an zwei Tagen im November den Saal füllten.

All das war nur möglich, weil wir auch an Privatpersonen vermietet haben. Die Kunst bestand darin Kunden auszuwählen, die nicht zu Vandalismus neigten und auch die Lärmbelästigung in Grenzen hielten. Das führte dazu, dass eher Familien-, Geburtstag- und Betriebsfeiern im Grünen Saal stattfanden. Jetzt ist der Verein auf der Suche nach neuen Räumlichkeiten, um sein stadtteilkulturelles Angebot weiterführen zu können.

Holger Tilicki

Bei Veranstaltungen der Bredel-Gesellschaft hier die letzten Fuhlsbüttler Filmtage, war der Grüne Saal immer gut gefüllt, 2016. Foto: René Senenko.

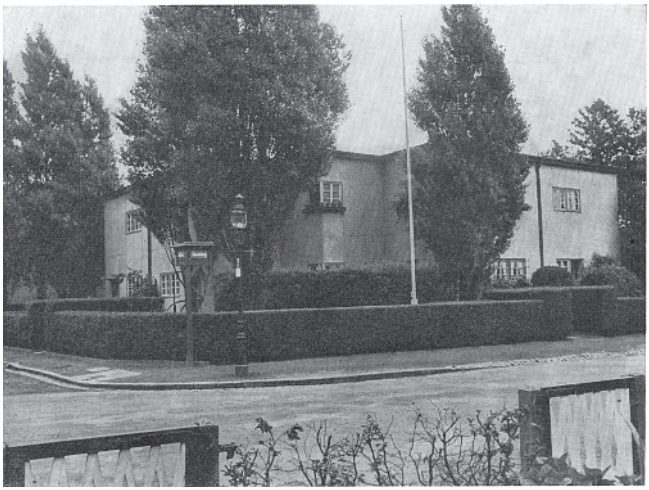
Die 1926/27 erbauten Stahlhäuser in Fuhlsbüttel setzen Rost an

Wer genau hinguckt, sieht es: Der Häuserblock an der Straßenecke Soltstücken / Olendörp in Fuhlsbüttel hat Rostspuren. Denn die 1926/27 erbauten Wohnhäuser haben Außenwände aus Stahlblech. Nach Ansicht von Fachleuten müssen diese einzigen historischen Stahlhäuser in Hamburg in den nächsten Jahren grundlegend saniert werden, damit die Substanz dieser interessanten

Baudenkmale dauerhaft erhalten bleiben kann.

Häuser mit Wänden aus Stahl sind eigentlich ein „alter Hut“: Schon seit den 1840er Jahren hat es sie in England und Belgien gegeben, seit den 1880er Jahren auch in Deutschland. In veränderter Form wird hier das praktiziert, was im Stahlschiffbau, im Waggonbau und zum Teil auch im Industriebau üblich ist. Für Wohnzwecke wurden zeitweise auch Kupferhäuser angeboten. So wird ein Fertighaussystem in Plattenbauweise bezeichnet, das von dem Architekten Robert Krafft und dem Ingenieur Friedrich Förster ab 1929 für die Hirsch Kupfer- und Messingwerke in Eberswalde entwickelt wurde. Mindestens 54 Stück wurden davon seit 1931 produziert und sind zu einem Teil noch heute im Großraum Berlin zu finden.

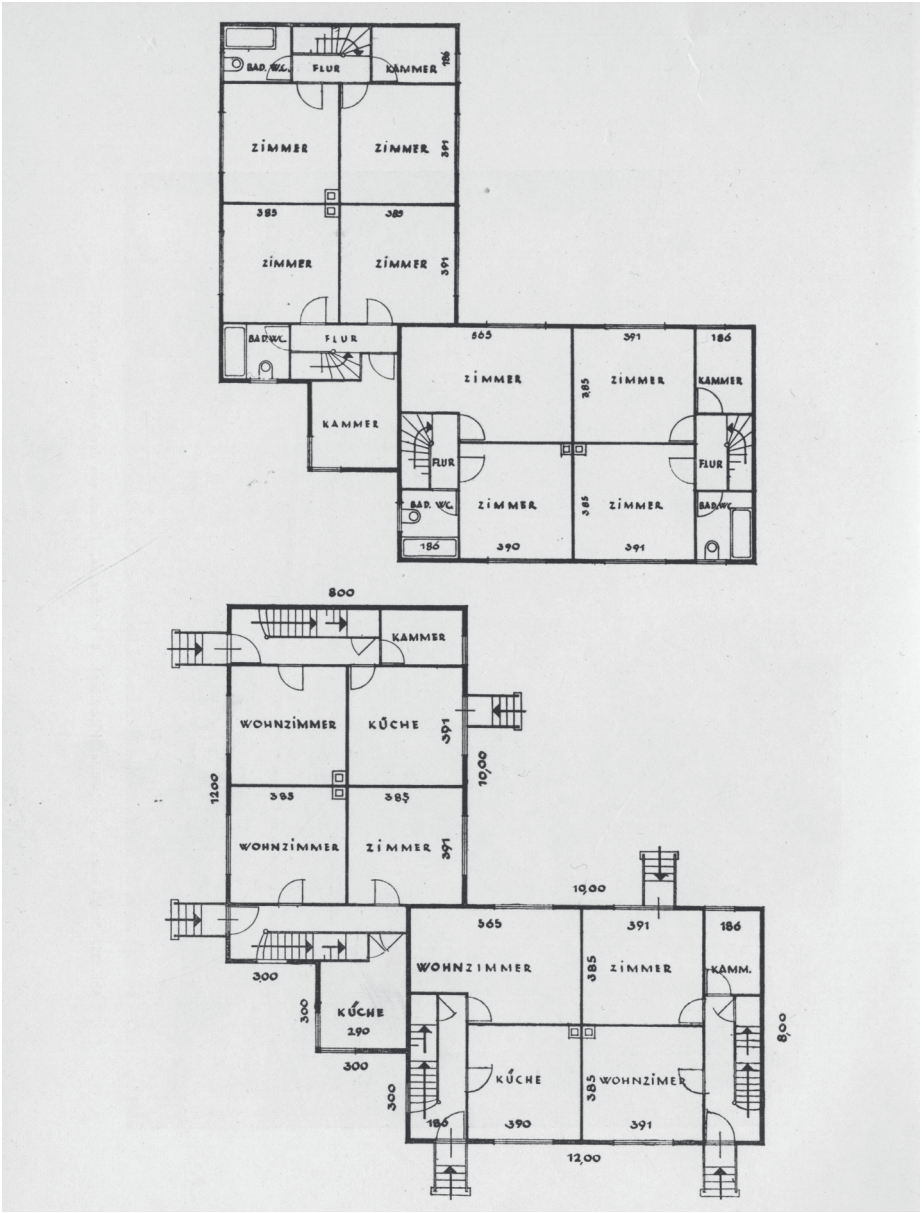
Auch von den Stahlhäusern wurden besonders viele Typen in den 1920er Jahren entwickelt. Außerdem wurden in der Nachkriegszeit in Deutschland vier verschiedene Systeme angeboten, wobei das von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN) im Werk Gustavsburg bis 1953 produzierte System mit etwa 230 Exemplaren wohl das am meisten gebaute der Nachkriegszeit ist. Vor dem Krieg, 1928/29, lieferte die Stahlhaus GmbH der Vereinigten Stahlwerke (Duisburg) von dem System Blecken sogar Häuser mit 886 Wohnungen in Einzel- und Doppelhäusern und 23 andere Gebäude aus.



Etwa zwölf Jahre nach dem Bau prägten bereits große Bäume das Ambiente. Außerdem wurden die Dachkanten verändert. Foto: Rolf Spörhase: Bau-Verein zu Hamburg Aktiengesellschaft, Entstehung und Geschichte im Werden des Gemeinnützigen Wohnungswesens in Hamburg seit 1842, Berlin 1940.

Typischerweise gingen die Initiativen für den Stahlhausbau von der stahlerzeugenden oder blechverarbeitenden Industrie aus, die neue Absatzmöglichkeiten suchte. Die Wohnungsnot in den 1920er Jahren verlieh diesem Konzept zusätzliches Gewicht. Denn damit waren eine rationelle Serienfertigung von normierten Bauteilen in der Fabrik sowie eine Montage unabhängig von der Witterung möglich. Der Transport der relativ leichten Bauteile und ihre Montage galten zudem als vergleichsweise einfach.

Allerdings gab es vielfach „innere



In den Stahlhäusern gibt es vier Wohnungen mit drei oder vier Zimmern sowie ein oder zwei Kammern – insgesamt 98 Quadratmeter groß. Zeichnung aus: Rolf Spörhase: Bau-Verein zu Hamburg Aktiengesellschaft, Entstehung und Geschichte im Werden des Gemeinnützigen Wohnungswesens in Hamburg seit 1842, Berlin 1940.

Widerstände der Bewohner“, schreibt Ulrike Robeck in ihrem Standardwerk zu diesem Bautyp. Zudem hätte es oft Probleme mit Schwitzwasser innen an den nicht atmenden Wänden gegeben. Ursache dafür aber sei eine unfachmännische Ausführung gewesen. Dennoch ist der Bau von Stahlhäusern vor allem zu teuer gewesen – eine wirklich kostensparende Massenproduktion habe es nie gegeben.

Das aktuelle Erscheinungsbild bleibt hinter den Möglichkeiten der Häuser weit zurück, 2013. Foto: Sven Bardua.

Für die im Hamburger Hafen-Stadtteil Ross ansässige Deutsche Schiff- und Maschinenbau Aktiengesellschaft (Deschimag), Werk Vulcan, waren die für den Bau-Verein zu Hamburg Aktiengesellschaft errichteten vier Häuser Soltstücken 2–4 und Olendörp 12–14 die einzigen. Als Bauweise „Vulcan“ hatte die Werft das Konzept sogar zum Patent angemeldet; gestaltet haben die Wand an Wand erbauten, zweigeschossigen Häuser mit Fassaden aus Stahlblech und konventionellen Flachdächern die Hamburger Architekten Erich Elingius und Gottfried Schramm. Trotz der seinerzeit errechneten Ersparnis von 30 Prozent der Rohbaukosten wurden die Versuche mit Stahl nicht fortgesetzt, schreibt der Neffe des einen Architekten, Jost Schramm, später. Robeck bezeichnet derartige Werte allerdings als Propagandazahlen.

Mit diesem Versuchsprojekt wollte die Großwerft sich neue Absatzmärkte eröffnen. Denn 1926 hatte sie keinen Schiffbauauftrag mehr in den Büchern. Der – deutlich größere – Zweigbetrieb des Stettiner Vulcan (er schrieb sich im Gegensatz zum Bremer Vulkan traditionell mit „c“) hatte 1913 noch den Hapag-Schnelldampfer „Imperator“ (268,22 Meter lang) gebaut, schloss sich aber 1926 aus wirtschaftlichen Gründen mit der AG „Weser“ in Bremen und der Joh. C. Tecklenborg AG in Bremerhaven zur Deschimag zusammen, bevor er 1929 von den Howaldtswerken (HDW) in Kiel übernommen wurde. 1985 verkaufte HDW den Zweigbetrieb an die Hamburger Großwerft Blohm & Voss, welche die Werft zwei Jahre später stilllegte.

Bei den Hamburger Stahlhäusern fällt im Vergleich zu anderen Bauten aus dem Material vor allem die gestalterisch konsequente Durchbildung auf, welche die Häuser klassisch modern wirken lässt. Die Gestalt wurde dem Wesen des Materials – der Stahlplatte – angepasst. Die rasterartige Fassade des Stahltafelbaus (Stahlskelett mit daran gesetzten Blechen) wird durch die Öffnungen in der Fassade nur belebt, aber nicht unterbrochen, weil die Fenster genau der

Größe einer Stahlplatte, die Türen die Größe von zwei Platten haben.

Die Wohnungen haben drei oder vier Zimmer, Küche, Bad und ein oder zwei Kammern. Sie sind zwischen 88,50 und 98 Quadratmeter groß und voll unterkellert, haben aber keinen Bodenraum. Denn oben gab es nur ein Flachdach mit zwei Lagen Dachpappe und einer Kiesschicht. Die Innenwände bestehen aus Stahlprofilen mit Leichtbetonplatten. Die Decken der Obergeschosse wurden konventionell aus Deckenbalken mit Gipsdielen und Kokosfasereinlagen an der Unterseite hergestellt. Die Balken werden von Winkeleisen getragen, die – vermutlich schon im Werk – an die Stahlkonstruktion angeschweißt wurden. Die Decke des aus Beton gebauten Kellers besteht aus Doppel-T-Trägern und Beton mit Eiseneinlage.

Die insgesamt zehn Zentimeter dicken Außenwände bestehen aus drei Millimeter starkem Siemens-Martin-Flussstahlblech, einer dicken Torfschicht, Leichtbetonplatten und Putz. Somit haben sie zwar nur eine geringe Wärmespeicherung, aber eine vorzügliche Wärmedämmung, schreibt Jost Schramm. Ursprünglich geplante Versuche mit vier verschiedenen Isolierungen (1. Torfplatten mit Zellenbeton, 2. Torfplatten mit Bimsbeton, 3. Torfplatten mit Schlackenbeton und 4. eine Betonsorte ohne Torfplatten) sind wohl nicht umgesetzt worden. Dies geht aus den Bauakten hervor. Ohnehin widersprechen sich Zeitungsartikel und Bauakten in einigen Details. Das Isoliermaterial wurde in jedem Fall ohne Zwischenraum direkt hinter die Bleche gesetzt, um Schwitzwasser zu vermeiden.

Getragen wird das Haus von einem auf dem Betonsockel aufgesetzten Stahlskelett: im Wesentlichen senkrecht gestellte T-Träger, die querversteift wurden. Daran wurden die allseitig geflanschten Bleche im Format 1,00 mal 1,00 Meter montiert – insgesamt 372 Stück (jedoch nicht alle vierseitig geflanscht). Dafür wurden sie von innen miteinander ver-schraubt, nur an den Hausecken wurden die Bleche miteinander vernietet. Die 72 Fundamentbleche dagegen haben das kleinere Format von 1,00 mal 0,244 Meter. Während die insgesamt 444 Bleche der vier Häuser also mit dem Flansch nach innen durch die senkrechten T-Träger hindurch miteinander verschraubt wurden, wurde bei den waagerechten Fugen jeweils ein Futterblech eingesetzt. Sämtliche Außenfugen wurden anschließend mit Ölspachtel abgedichtet. Er würde sich gut den Mennigepackungen in den Fugen und dem äußeren Ölfarbenanstrich anpassen, auch hätte sich zuvor an den eisernen Deckshäusern der Schiffe gut bewährt, heißt es in den Bauakten.

Schon vor Jahrzehnten bekamen die Stahlhäuser offensichtlich zumindest neue Dachkanten. Und auch die Fenster und Türen sind längst nicht mehr die alten. Anderes wurde offensichtlich wenig materialgerecht erneuert. Wegen der dünnen Innenwände sei das Haus ziemlich hellhörig, fand der Journalist Gernot Knödler heraus. Auch der Radioempfang über Antenne sei schwierig und der Stahl würde sich im Sommer bei Sonneneinstrahlung stark aufheizen, schreibt er am 13.9.2003 in der „Tageszeitung“. Doch trotz aller Macken: Diese „Versuchshäuser“ sind bewohnt und dienen damit nach 90 Jahren noch ihrem Zweck.

Sven Bardua

Literatur

Ulrike Robeck: Alles Blech – Wohnhäuser aus Stahl, eine Bilanz ihrer Entwicklung, Herstellung und Verbreitung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Klartext Verlag, Essen 2000.

Jost Schramm: Schramm, von Bassewitz, Hupertz – Häuser aus einem Hause, 100 Jahre eines Architektenbüros in Hamburg, Christians Verlag, Hamburg 1985

Historische Wärterhäuser - Abriss statt Denkmalschutz?

Der von 1876–1906 entstandene Gefängniskomplex mit den umliegenden, dazugehörigen Wohnhäusern für die Justizbeamten, den sogenannten Wärterhäusern, ist einmalig in Deutschland und steht zu einem großen Teil unter Denkmalschutz. Trotzdem versucht die SAGA/GWG, die viele der Häuser 2010 von der Justizbehörde übernommen hat, für einige der Häuser immer wieder Anträge auf Abriss in den behördlichen Gremien durchzubringen.

Bereits 2012 und 2014 wurden die Anträge zum Abriss von zwei Häusern am Maienweg 177-185 und vier Häusern in der Nesselstraße vom Denkmalschutzamt und der Bezirksversammlung abgelehnt - immerhin gehören diese Gebäude zum städtebaulichen Erhaltungsbereich nach dem Baugesetzbuch im geltenden Bebauungsplan Ohlsdorf 26. Daher begann man 2014 mit der Sanierung, doch mitten in den Arbeiten wurden diese plötzlich gestoppt. Eine neue Strategie setzt nunmehr nicht auf Sanierung, sondern auf Verfall! Seit über

Begehung Maienweg 185, 24.2.2017. Foto: Klaus Struck.

einem Jahr wird an den Häusern im Maienweg nicht mehr gearbeitet, sondern es stehen Fenster und Türen offen, das Dach ist nur provisorisch mit einfacher Dachpappe geschützt. Jetzt dringen Wind und Wetter ungehindert in Räume und Mauern ein. So erreicht die SAGA/GWG den gewünschten hohen Instandsetzungsbedarf, um den Abriss doch noch durchzusetzen.

Mit sehendem Auge lassen Denkmalschutzamt und die Bezirksabgeordneten das staatliche Unternehmen immer wieder mit den bekannten Methoden gewähren: Fehlt es an Argumenten, werden Fakten geschaffen.

Das Hamburger Wohnraumschutzgesetz wurde verschärft und verbietet Zweckentfremdung und Leerstand von Wohnraum. Bei Zuwiderhandlung können die Objekte von der Stadt unter Zwangsverwaltung gestellt, auf Kosten des Eigentümers renoviert und vermietet werden. Im Bezirk Mitte wurde dies bereits praktiziert. Im Bezirk Nord – mit einer Mehrheit von SPD und Grünen – traut sich das offensichtlich niemand, obwohl der Leerstand in den Häusern rund um das Gefängnis bereits seit mehr als fünf Jahren besteht und die Bezirkspolitiker unter anderem von uns mehrfach darauf angesprochen und auch Veranstaltungen dazu durchgeführt wurden.

Klaus Struck

Ehre wem Ehre gebührt!

Im Ersten Weltkrieg wurde der Ohlsdorfer Friedhof erweitert, um ein Grabfeld für die in Hamburg verstorbenen Soldaten anzulegen. Umfangreiche Pläne für eine „Heldengedenkhalle“ wurden zwar nicht realisiert, aber die neue Straße entlang des Soldatenfriedhofes erhielt den Namen „Kriegerehren-

Enthüllung des neuen Straßenschildes, u.a. Staatsrat Michael Pollmann (3.v.l.), Schriftstellerin Peggy Parnass (7.v.l.), Mitglieder der Bredel-Gesellschaft und der VVN-BdA, 27.7.2016. Foto: Gert Krützfeldt.

allee“. Es dauerte über hundert Jahre, bis der Name geändert wurde: Im Juli 2016 wurde die „Kriegerehrenallee“ im Rahmen des 8. Ohlsdorfer Friedensfestes in Ida-Ehre-Allee umbenannt. Die Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e. V. gab den Anstoß zu dieser Umbenennung, den das Bündnis Ohlsdorfer Friedensfest 2015 aufnahm und dem nach einem Jahr Bedenkzeit auch die Behörde für Umwelt und Energie folgte. Wie zu erwarten führte 2015 unsere Forderung nach einer Umbenennung zur einer Kontroverse in den Medien: Von den Wochenblättern über das Hamburger Abendblatt und die Zeitschrift „Ohlsdorf“ bis zur Preußischen Allgemeinen regten sich Stimmen für die Beibehaltung des Namens „Kriegerehrenallee“. Der CDU-Bürgerschaftsabgeordnete Karl-Heinz Warnholz stellte zu diesem Thema am 15.07.2015 gar eine üble, gegen die Bredel-Gesellschaft gerichtete Schriftliche Kleine Anfrage an den Senat.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats der Hamburger Friedhöfe, Staatsrat Michael Pollmann, erläuterte in einem Schreiben an das Bündnis Ohldorfer Friedensfest am 20. Juni 2016: „Das Schicksal der unzähligen in den Kriegen der Vergangenheit gestorbenen Soldaten ist im hohen Maße beklagenswert, aber sie in ihrer Funktion als Krieger zu ehren unterschlägt die bittere Wahrheit, dass Soldaten gerade in Deutschlands jüngster Vergangenheit zu Instrumenten brutaler Machtpolitik und eben auch zu Werkzeugen verbrecherischer Zielsetzungen wurden. Ohne die persönlichen Schicksale der gestorbenen Soldaten und ihrer Familien zu missachten, eröffnet die kritische Diskussion über Ehrenbezeugungen der Vergangenheit wie eben über die Kriegerehrenallee auf dem Ohlsdorfer Friedhof die Möglichkeit einer Reflexion ihrer Rolle in der Geschichte.“

Die Ehrung deutscher Soldaten ist spätestens seit 1901 umstritten, als sich die Reichswehr an der internationalen Strafexpedition in China beteiligte. Der Krieg gegen die Hereros und Namas in Namibia 1904 war der erste Völkermord

HAMBURGER

KAMMERSPIELE

LEITUNG: IDA EHRE

Freitag, den 21. November 1947, 19 Uhr

URAUFFÜHRUNG

Draußen vor der Tür

von Wolfgang Borchert

Inszenierung: Wolfgang Liebeneiner · Bühnenbild: Helmut Kautersky

Beckmann	Hans Quest	Ein Oberst	Gerhard Ritter
Seine Frau	Gisela Bertius	Seine Frau	Karin Hagemann
Dieser Freund	Jürgen Wolf	Seine Tochter	Helga Aust
Ein Mädchen	Käthe Peetzow	Dieser Mann	Gerd Möllenberg
Ihr Mann	Heinz Schröder	Ein Kabarettdirektor	Erwin Geschonneck
Frau Kramer		Luise Franke-Busch
Der alte Mann		Willi Schweisguth
Der Beerdigungsunternehmer		Hermann Schaerberg
Der Andere		Hermann Lenschau
Die Elbe		Heidi Boyen

Weitere Aufführungen siehe Wochenspielplan

HAMBURG 13 HARTUNGSTRASSE 9

Plakat der Uraufführung aus: Ida Ehre, Gott hat einen größeren Kopf, mein Kind …, Reinbek 1989, S. 147.

im vergangenen Jahrhundert. Im Ersten Weltkrieg überfiel Deutschland die neutralen Staaten Belgien und Luxemburg, der Zweite Weltkrieg war ein von Deutschland angezettelter Angriffs- und Vernichtungskrieg. Auch heute operieren deutsche Soldaten bei zahlreichen Auslandeinsetzen auf drei Kontinenten für die wirtschaftlichen und machtpolitischen Interessen Deutschlands, obwohl unser Land zu keinem Zeitpunkt in seiner Geschichte seit der Reichsgründung 1871 einer militärischen Bedrohung ausgesetzt war und es auch heute nicht ist.

Die Schauspielerin und Intendantin Ida Ehre (1900–1989), die wegen ihrer jüdischen Herkunft 1943 im Kola-Fu inhaftiert war, hat dagegen die Konsequenzen aus dem Zweiten Weltkrieg gezogen: Sie hat sich zeitlebens leidenschaftlich für Frieden und Abrüstung eingesetzt. Im Dezember 1946 eröffnete sie in den ehemaligen Räumen des jüdischen Kulturbundes in der Hartungstraße die Hamburger Kammerspiele. Unter ihrer Leitung fand dort 1947 die Uraufführung von Wolfgang Borcherts Drama „Draußen vor der Tür“ statt. Der Kommunist und Überlebende der Cap Arkona-Tragödie Erwin Geschonneck spielte in dieser Inszenierung die Rolle des Kabarettdirektors.[1] Auch unser im Jahr 2000 verstorbenes Mitglied Otto Gröllmann arbeitete als Bühnenbildner an den Kammerspielen. Gröllmann hatte 1923 am Oktoberaufstand in Schiffbeck teilgenommen und beteiligte sich aktiv am antifaschistischen Widerstand, u. a. indem er das Archiv der Bästlein-Jacobs-Abshagen-Gruppe im Thalia Theater versteckte.[2] Unvergessen ist für mehrere Zehntausend Ida Ehres Friedens-Apell 1983, als sie im St. Pauli-Stadion Wolfgang Borcherts Gedicht „Dann gibt es nur eins: sag nein!“ rezitierte.

Staatsrat Pollmann begründete die Entscheidung zugunsten von Ida Ehre in einem taz-Interview am 27. Juli 2016 so: *„Wir wollten schon einen bewussten Kontrapunkt setzen. Wir benennen die Straße aus einem politischen Grund um, aus einem geänderten Verständnis der Geschichte. Dieser Gedankengang soll im Namen zum Tragen kommen. Sie hat sich auch gegen Krieg, den Rassismus und Nationalsozialismus ausgesprochen…Sie ist daher eine sehr passende Namenspatin.“*

Das Grab von Ida Ehre befindet sich übrigens am Rande des Althamburgischen Gedächtnisfriedhofes auf dem Ohlsdorfer Friedhof in der Nähe des Haupteinganges.

Hans Matthaei

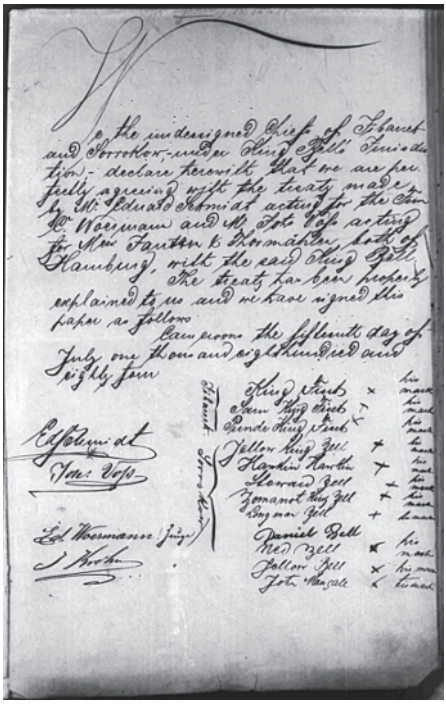
---

1 Vgl. Erwin Geschonneck: Meine unruhigen Jahre, Berlin 1986, S. 133.

2 Vgl. Holger Tilicki: Otje, hol di stiff! Ein Nachruf auf Otto Gröllman. In Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft — Geschichtswerkstatt e.V., 2001, 12. Jg., S.43 – 49.

Keine Ehre für Adolph Woermann

Unsere Forderung, den nach einem Kolonialverbrecher benannten Woermannsweg endlich umzubenennen, schaffte es unter der Überschrift „Kritik an Straßennamen“ am 22. Juni 2016 auf die Titelseite des „Hamburger Wochenblattes für Langenhorn, Fuhlsbüttel, Hummelsbüttel“. Der Artikel informierte Hamburgs nördliche Stadtteile über eine Veranstaltung, die am frühen Abend des nächsten Tages an der Ecke Woermannsweg/Am Hasenberge begann und im Grünen Saal weitergeführt wurde.



Die Namen Woermann und Bell auf dem „Schutzvertrag“ von 1884. Foto: Wikipedia.

Auch Plakate im Stadtteil und ein Bericht in der Juni-Ausgabe der Bürgervereinszeitung wiesen die Nachbarschaft auf unser Anliegen hin.

Unser Mitglied Klaus Struck gab vor Ort einen Blick in die Geschichte Fuhlsbüttels und fragte, warum eigentlich der Woermannsweg, der in einem Gebiet liegt, dessen Straßen nach Dichtern und Pädagogen wie Timm Kröger oder Wilhelm Raabe und Feldmarknamen wie Heschredder oder Etzestraße benannt wurden, 1922 als einziger, als alle kleineren Straßen einen Namen bekamen, ausgerechnet einem Reeder und Kaufmann gewidmet wurde. Damals lag parallel auf der anderen Straßenseite noch der Reésweg, benannt nach dem Reformpädagogen Anton Reé. Dass dieser dann aufgrund der jüdischen Herkunft von Reé während des Faschismus getilgt und ausgerechnet durch den Namen des Afrikakaufmanns Justus Strandes ersetzt wurde, war der „Kolonialrenaissance“ der Nazis geschuldet. Warum dieser Straßenname nach der Befreiung dann bestehen blieb und 1948 sogar der Woermannstieg dazu gekommen ist, konnte bisher nicht herausgefunden werden.

Dabei dürfte Adolph Woermann schon während der Weimarer Republik und auch späterhin keinen Vorbildcharakter mehr haben. Willi Bredel berichtet in seinem Buch „Unter Türmen und Masten“ von der Auseinandersetzung über Woermanns betrügerisch hohe Abrechnungen für Truppentransporte in den Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia), der mit einem

Völkermord an den Herero und Nama endete. Woermanns brutale Methoden der Kolonialisierung und Ausbeutung von afrikanischen Menschen wurden schon von August Bebel am 17. Februar 1894 im Reichstag kritisiert. Kein Zweifel also beim Arbeitskreis Hamburg Postkolonial und der Bredel-Gesellschaft: Woermannsweg und Woermannsstieg sind ein Skandal und waren es schon zum Zeitpunkt ihrer Benennung.

Dr. Rita Bake, stellvertretende Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung, bezeichnet in ihrem dreibändigen von der Landeszentrale herausgegebenen Werk die Hamburger Straßennamen als „Gedächtnis der Stadt“. Wer ist es also wert, dass wir uns an sie oder ihn erinnern? Aus den Hamburger Communities und Verbänden von Schwarzen Menschen und People of Color wurde als neuer Straßenname Manga Bell vorgeschlagen und neben der Kritik an Adolph Woermann wurde auf unserer Veranstaltung hauptsächlich dargestellt, warum dieser einer Namensgebung würdig wäre.

Storyteller und Teacher Elaine Thomas stimmte die Anwesenden am Woermannsweg mit ihrem Gedicht „Black“ darauf ein, dass Schwarzsein keineswegs bedeutet, auf eine Opferrolle festgeschrieben zu sein: „Black is not my burden, it’s my joy!“. So waren auch Rudolf und Emily Manga Bell Widerstandskämpfer gegen den deutschen Kolonialismus.

Millicent Adjei vom AK Hamburg Postkolonial und Gastautorin im letzten Rundbrief stellte klar, dass nicht etwa nur Rudolf Manga Bell, der für sein rechtsstaatliches Engagement im August 1914 gehenkt wurde, die Ehre eines Straßennamens verdient habe, sondern genauso seine Ehefrau Engômè Dayas Manga Bell (1881–1936), die auch Mama Enôm’a Daï oder Emma Bell genannt wurde. Obwohl fest in der westafrikanische Douala-Kultur verwurzelt, scheinen beide auch einen europäischen Lebensstil gepflegt zu haben und sie

Widerstandskämpfer gegen den Kolonialismus: Emily und Rudolf Manga Bell, 1897.

waren praktizierende Protestanten. 1936 wurden in ihrer und ihrer Kinder Gegenwart die Überreste Rudolf Manga Bells in das Familiengrab umgebettet und ein Obelisk darauf errichtet.

Die nun folgende Aktion der symbolischen Umbenennung des Woermannsweges in Manga-Bell-Straße wurde von Applaus begleitet und zog die Blicke erstaunter Passanten auf sich.

Im Grünen Saal konnten sich die Besucher bei Häppchen und erfrischenden Getränken etwas von der Hitze des Tages erholen und viele spannende Informationen einigen

Schautafeln der Wanderausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur“ entnehmen. Eine Bredel-Lesung über Adolph Woermann, weitere Beiträge von Elaine Thomas und die Vorführung des Films „Manga Bell – verdammte Deutsche?“ standen auf dem Programm. Nach dem Film führte eine rege Diskussion von der Kolonialvergangenheit bis zum immer noch bestehenden Rassismus. Der Büchertisch der „Buchhandlung im Schanzenviertel“ bot eine Auswahl der vom AK Hamburg Postkolonial erarbeiteten Literaturliste zum Thema und der Einsatz einer Buttonmaschine mit Manga-Bell-Souvenirs machten es möglich, dass man das Thema auch optisch sichtbar weitertragen kann.

Beginn der Informationsveranstaltung Ecke Woermannsweg/Am Hasenberge am 23. Juni 2016. Foto: Niloc.

Auf die Frage „Wie geht es jetzt weiter?“ antwortete Millicent Adjei: „Diese Veranstaltung ist erst der Anfang. Nun müssen wir auf die Politik einwirken und sie zum Handeln bewegen.“

Zwar hatten alle Abgeordneten der Bezirksversammlung Hamburg-Nord eine Einladung zu unserer Veranstaltung bekommen, aber nur Rachid Messaoudi (Die Linke) war gekommen. Seinen Vorschlag, eine Tischvorlage in die nächste Sitzung des Regionalausschusses Langenhorn-Fuhlsbüttel-Ohlsdorf-Alsterdorf-Groß Borstel einzubringen, stimmten die Anwesenden erfreut zu, allerdings wurde das Thema dort zweimal vertagt und erst am 7. November 2016 besprochen. Die SPD hatte die in solchen Fällen üblichen Bedenken, ob man eine Umbenennung den Anwohnern überhaupt zumuten könne, und die CDU verwies auf die angeblichen Verdienste der Familie Woermann für Hamburg. Immerhin einigte man sich mit den Stimmen aller Fraktionen, dass Vertreter des AK Hamburg Postkolonial sowie der Forschungsstelle „Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung“ im Ausschuss zum Thema referieren sollen.

Die Einladung erfolgte zum 9. Januar 2017, aber leider konnte die Forschungsstelle an diesem Abend keinen Mitarbeiter entsenden. Daher übernahmen HMJokinen und Holger Tilicki die Präsentation „zur Historie Adolph

Woermanns und Manga Bells im Rahmen der Umbenennung der Straßen Woermannsweg und Woermannsstieg“.

Grüne, Piratenpartei und Linke äußerten sich danach durchweg positiv im Sinne einer notwendigen Umbenennung. Der Vertreter der AfD schien nicht gegen eine Umbenennung zu sein, wenngleich ihr Vertreter eine angebliche „Deutschfreundlichkeit“ in Kamerun und Togo unterstellte. Woher diese wohl kommen sollte, leuchtete angesichts der Spuren zu beseitigen“ – eine kaum nachvollziehbare erinnerungspolitische Argumentation. Statt eine kolonial belastete Straße umzubenennen, schlug er so halbherzige Lösungen wie Gedenksteine, Infostelen oder Erläuterungsschilder vor. Warum kolonial belastete Straßennamen nicht gleich behandelt werden sollten wie NS-belastete Straßennamen, blieb bei seinen Ausführungen unklar. Der Regionalausschuss beschloss jedenfalls zur

Symbolische Straßenumbenennung durch Jean Pierre Samedjeu, 23.6.2016. Foto: Holger Tilicki.

soeben gesehenen historischen Aufnahmen, die das Trauma der kolonisierten Zwangsarbeiter oder die verheerenden Folgen des Völkermords an den Herero und Nama zeigten, nicht ein.

Befremdlich war die Position, wie sie Thomas Kegat von der SPD zu formulieren versuchte. Er unterstellte den Vortragenden bloßes „Privatinteresse“ an der Kolonialgeschichte. Er trug auch vor, dass die übrig gebliebenen NS-belasteten Straßenbenennungen[1] rund um den Oehleckerring bewusst nicht umbenannt worden wären, „um nicht historische weiteren Konsultation auch die Forschungsstelle einzuladen.

Eine Woche später konnte man im Hamburger Wochenblatt folgendes Statement von Martina Lütjens (CDU) lesen: *„Wir lehnen es … ab, Geschichte und Erinnerung im Stadtplan nach heutigen moralischen Vorstellungen zu tilgen. Im konkreten Fall lehnen wir eine Umbenennung ab.“*

Diese geschichtsvergessene Aussage konnte Rita Bake nicht unkommentiert stehen lassen und drückte in einem Schreiben an den Journalisten ihre Ver-

wunderung aus: *„Wenn dies so gesagt wurde, dann werden historische Tatsachen vergessen. Bereits zu Zeiten, als Woermann seine kolonialen Aktivitäten tätigte, gab es Kritiker an der damaligen Kolonialpolitik. (...) (Der) Reichstagsabgeordnete der katholischen Zentrumspartei Matthias Erzberger (1875–1921) ... kritisierte die damalige Kolonialpolitik und deckte 1905/06 den Kolonialskandal auf, so dass der Reichstag die Fortsetzung des Krieges gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwest-Afrika ablehnte und Reichskanzler Bülow 1907 Neuwahlen ausschreiben ließ, die berüchtigten ‚Hottentottenwahlen'. Auch August Bebel kritisierte die Kolonialpolitik des Kaiserreiches, und auch nach (beiden) wurde 1945 eine Straße in Hamburg benannt. (...) Es sind also nicht nur heutige moralische Maßstäbe, die angesetzt werden bei der Debatte um eine Umbenennung des Woermannstieges. (...) Gedenken und Geschichtsschreibung unterliegen einem stetigen Prozess, sind stets Ausdruck des jeweiligen Stands und der Aufarbeitung von historischen Ereignissen und spiegeln damit Akzentuierungen und neue Perspektiven der jeweiligen gesellschaftlichen Epoche wider.*"

Mittlerweile schlagen diese nach Adolph Woermann benannten Straßen in Ohlsdorf auch international Wellen. In einem „Open letter to the City of Hamburg and the People of Hamburg"[2] wendet sich die Association of the Ovaherero Genocide in the United States of America gegen mehrere Stätten in Hamburg, u.a. das von ihnen als Glorifizierung von Lothar von Trotha wahrgenommene denkmalgeschützte Terrakottarelief an einem Gebäude der Bundeswehruniversität, und schreiben: *„Given the history of the Woermann's company involvement in Namibia, it is disappointing to us, the descendants that there are streets like ‚Woermannstieg' and ‚Woermannsweg' in Hamburg named after a company that was directly involved in the genocide of the Ovaherero and the Nama people."*

Millicent Adjei und Elaine Thomas im Grünen Saal während der Diskussion, 23.6.2016. Foto: Holger Tilicki.

Spätestens jetzt ist es an der Zeit, dass sich eine fortschrittliche Gedenkpolitik bei allen politischen Entscheidungsträgern in Hamburg durchsetzt.

Holger Tilicki

1 Am 1. Mai 2016, wurden die Max-Nonne-Straße (Befürworter der Euthanasie) in Ursula-de-Boor-Straße (Ärztin, Mitglied der „candidates of humanity“) und die Konjetznystraße (Mitglied der SA und NSDAP) in Annie-Kienast-Straße (Sozialdemokratin, Frauenrechtlerin) umbenannt.

2 Brief vom 27. Januar 2017; sicherlich nicht unabsichtlich auf den Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocausts datiert.

„Kämpft für eine bessere Welt!“
Ludwig Baumann bei Straßenbenennung in Jenfeld dabei

An dem heißen Septembertag im Jahr 2016 gab es an dem neu errichteten Schild „Kurt-Oldenburg-Straße“ noch nichts, was hätte Schatten spenden können. Doch 30 Menschen fanden sich trotz der Hitze an der Baustelle für die künftige Wohnstraße im Quartier Jenfelder Au ein. Auch der 94-jährige Ludwig Baumann reiste aus Bremen an, um an der Enthüllung des Straßennamensschildes in Jenfeld mitzuwirken.

1941 war es, als der Marinesoldat Ludwig Baumann mit seinem Kameraden Kurt Oldenburg aus dem Marinestandort Bordeaux im besetzten Frankreich desertierte. Beide waren damals aufgegriffen und zum Tode verurteilt, später begnadigt und in ein "Bewährungsbataillon" gesteckt worden. Während Ludwig Baumann überlebte, kehrte sein Freund nicht aus dem Krieg zurück.

Inmitten der denkmalgeschützten Bauten der Lettow-Vorbeck-Kaserne aus der NS-Zeit, die Keramikporträts deutscher Kolonialoffiziere tragen, erhebt sich nun – wie ein kleines trojanisches Pferd – an der Ecke Wilsonstraße Nr. 63 das Straßennamensschild für einen Deserteur. Natürlich ist das zwiespältig. Die einen betrachten angesichts der erhalten gebliebenen Nazikasernenbauten das Schild als Feigenblatt, die anderen meinen, das Schild

Die Enthüllung des Straßennamensschildes begleitete unser Mitglied Uwe Levien mit Friedensliedern. Rechts im Bild Ludwig Baumann, 8.9.2016. Foto: René Senenko.

gehöre da nicht hin. Eine Aktivistin des „AK Hamburg Postkolonial“ bezweifelte, dass mit einem Straßenamen „in einer ansonsten kolonialen Umgebung“ unserem Anliegen gedient sei. Es käme damit die Frage auf, wohin sich „solch merkwürdige Erinnerungsnachbarschaften“ entwickeln sollen. Auch wir von der Bredel-Gesellschaft sehen diese Tendenz kritisch. Nachdem der Senat die Hindenburgstraße nur halb umbenannt hatte, kam bei uns das Schlagwort von der „halben Hamburger Lösung“ für inkonsequente und halbherzige Formen der Erinnerungspolitik auf. Hier in Jenfeld kann noch nicht einmal von einer halben Lösung die Rede sein.

Wir meinen, dass das offene unkommentierte Zurschaustellen von NS-Architektur in Jenfeld, wenn sie keine inhumane Wirkung mehr entfalten soll, nicht akzeptiert werden kann. Auch wenn in den kommenden Jahren einige der geplanten Verkehrsflächen im Quartier Jenfelder Au nach Opfern des Faschismus benannt werden sollen, ist das Problem damit nicht aus der Welt.

Von der Enthüllung des Straßennamensschilds heimgekehrt bedankte sich Ludwig Baumann in einen Brief an uns. Er schrieb am 9. September: *„Ich erinnere mich noch gut, als Ihr im Jahr 2010 die erste Aktion auf dem Friedhof Ohlsdorf angestoßen habt, um an 68 hingerichtete Wehrmachtsoldaten zu erinnern, die dort beigesetzt sind. Öfter habe ich dann bei einigen eurer Veranstaltungen für das ‚Bündnis Hamburger Deserteurdenkmal‘ über meine Erlebnisse sprechen können, - bis dann endlich vor einem Jahr am Dammtor das Deserteurdenkmal eingeweiht worden ist. Wie Ihr wisst, war mir dieser Gedenkort besonders wichtig. Nun bin ich 94, und es gab seit 1945 nicht mehr so viele Kriege und Flüchtlingskatastrophen wie heute; die Welt ist nicht friedlicher geworden. Im Gegenteil. Deshalb bleibe ich dabei, was ich oft gesagt habe: Was gibt es besseres, als einen Krieg zu verraten? Kämpft weiter für eine bessere Welt! Euer Ludwig“.*

Im Dezember 2016 ist Ludwig Baumann 95 geworden. Wir wünschen ihm noch ein wenig Kraft auf den restlichen Metern seines Lebenswegs. Denn sein Kampf ist noch nicht beendet. Das hat der offene Brief seiner „Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz“ vom 1. Dezember 2016 zum Gedenk- bzw. Ausstellungskonzept im sächsischen Torgau gezeigt[1]. Ludwig Baumann, der in Torgau einst Häftling gewesen war, und sein Verein zogen sich mit ihrer Erklärung aus der Zusammenarbeit bei der Neugestaltung der Torgauer Dauerausstellung zurück, weil abzusehen ist, dass keines der Opfer die Fertigstellung je erleben wird. Darin erblickt Ludwig Baumann ein „erinnerungspolitisches Versagen“. Nun, wer die fast 20 Jahre andauernde Auseinandersetzung um das Ausstellungskonzept über das grausamste Wehrmachtsgefängnis verfolgt hat, wird zugeben, dass „Absicht“ statt „Versagen“ die treffendere Vokabel wäre.

Hans Matthaei und ich werden demnächst das Dokumentationszentrum in Torgau aufsuchen und die jetzige Ausstellung in Augenschein nehmen. Wer sich dieser Fahrt nach Torgau anschließen möchte, melde sich bei der Bredel-Gesellschaft.

René Senenko

1 Ein Beitrag, der die langjährigen Querelen um Torgau zusammenfasst, erschien unter dem Titel „Schieflage bei Torgauer Gedenken“ in: Neues Deutschland, 2. Januar 2016.

Fahrten zu Gedenkorten in Ostdeutschland. Ein Report

Einige Mitglieder der Willi-Bredel-Gesellschaft haben sich im Mai und im September 2016 auf mehrtägige Rundfahrten durch die neuen Bundesländer begeben. Sie wollten herausfinden, wie man andernorts mit Gedenkorten umgeht, die an den Spanienkrieg 1936–1939, an Opfer der faschistischen Militärjustiz und der Zwangsarbeit erinnern. Wir konnten darauf vertrauen, dass es in allen Regionen engagierte Menschen gibt, die sich um den Erhalt solcher Gedenkstätten, die ja in den allermeisten Fällen aus DDR-Zeiten stammen, kümmern. Häufig sind es Aktivisten der VVN-BdA. Auch haben wir vor Reiseantritt Kontakt zu Geschichtspädagogen, ehrenamtlichen Denkmalpflegern und Antifaschisten aufgenommen.

Eine erste Rundfahrt im Mai 2016 führte René Senenko zu Erinnerungsorten für desertierte Wehrmachtssoldaten. In den letzten Kriegswochen waren viele versprengte und fahnenflüchtige deutsche Soldaten von SS-Kommandos oder Feldgendarmen aufgegriffen, in Kurzverfahren zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Mehr als ein Dutzend dieser Denkmäler hat er in allen neuen Bundesländern ausfindig gemacht. Die meisten dieser seltenen Steine und Tafeln fand er im Bereich der Frontlinie vom Frühjahr 1945 zwischen der heutigen deutsch-polnischen Grenze und der Elbe. Natürlich standen diese kleinen Gedenkorte nicht im Mittelpunkt der DDR-Erinnerungspolitik. Aber es gab sie. Deserteure waren auch in der NVA keine Vorbilder, doch galten die Soldaten, derer hier gedacht wurde, als „Opfer des faschistischen Krieges“. Errichtet wurden einige dieser Erinnerungszeichen bereits kurz nach Kriegsende; die jüngsten entstanden Mitte der 80er Jahre. Das war dann auch der Zeitpunkt, als infolge des Nato-Doppelbeschlusses die ersten Deserteursdenkmäler im Westen entstanden. Die in Kassel 1985 im Stadtrat beschlossene und 1987 angebrachte Tafel ist Soldaten gewidmet, „die sich dem Kriegsdienst für die nationalsozialistische Gewaltherrschaft verweigerten und dafür verfolgt und getötet wurden“. Doch bereits mehr als dreißig Jahre zuvor war im ostdeutschen Sangerhausen (Sachsen-Anhalt) ein Gedenkstein für den Wehrmachtssoldaten Walter Telemann übergeben worden. Gewürdigt wurde Telemann für seine „Verweigerung des faschistischen Wehrdienstes“.

Da tut sich die Frage auf: Lassen sich also die Gedenkorte in der BRD (bis 1989) mit denen in der DDR vergleichen? Nur zum Teil. Auch im West-

en sind die meisten erhalten gebliebenen Gedenkorte den ermordeten Wehrmachtsdeserteuren und Wehrdienstverweigerern des Zweiten Weltkrieges gewidmet. Aber bekanntlich gibt es dort auch Plastiken, die dem „unbekannten Deserteur“ oder den „Deserteuren aller Kriege“ gelten. Dennoch sei das Fazit gewagt: Die Intention der meisten Gedenkorte im Westen, die hier landläufig „Deserteursdenkmäler“ genannt werden, ist dieselbe wie im Osten Deutschlands. Einen Unterschied gibt es jedoch: Jene in Ostdeutschland sind mehrere Jahrzehnte älter.

Der Zustand des Peitzer Deserteursdenkmals im Jahr 2006 (links) und 10 Jahre später. Der Obelisk wurde 1948 geschaffen und im Herbst 2015 umgestaltet. Ansicht links: lk-spn.de, Foto rechts: René Senenko, 2016.

Im brandenburgischen Peitz, bekannt für seine Fischzuchtteiche, suchte Senenko einen Gedenkstein für sieben hingerichtete Deserteure auf. Er kannte aus dem Internet eine Abbildung des Steins, der dort die Aufschrift trug: „Hier ruhen vom faschistischen Terror gemordet 7 aufrechte unbekannte deutsche Soldaten“. Was er in Peitz allerdings vorfand, war ein völlig umgearbeiteter Stein. Ausgerechnet der örtliche Geschichtsverein hatte im Jahr 2015 die Aufschrift aus dem Jahr 1948 abschleifen und durch die ausfindig gemachten Namen der Soldaten ersetzen lassen. So wurde über Nacht aus einem Gedenkort für Opfer der Militärjustiz ein stinknormales Kriegerdenkmal, wie man es in Deutschland landauf landab zu Tausenden findet. 11.000 Euro hatte die Schändung des denkmalgeschützten Obelisken gekostet. Die Willi-Bredel-Gesellschaft wandte sich nach dieser Entdeckung im September 2016 an die die „Lausitzer Rundschau“, die lokale Tageszeitung. Der Fall wurde öffentlich. Örtliche Instanzen gestanden nun ein, dass da ein Fehler unterlaufen war. Im November schlug dann das Bauamt von Peitz vor, auf dem Obelisken die alte Inschrift unter den neuen Namenszügen zu ergänzen. Eine salomonische Lösung.

Da diese frühen Gedenkorte seltene und authentische Sachzeugen aus der Endphase des letzten Weltkrieges darstellen, hat die Willi-Bredel-Gesellschaft für einige dieser Gedenkorte den

Antrag gestellt, sie auf die Denkmalliste zu setzen. Der Denkmalstatus hat den Vorzug, dass diese Tafeln und Steine im Falle von Diebstahl oder Beschädigung wiederhergestellt werden müssen. Im Fall des Gedenksteins im thüringischen Kurort Georgenthal wurde der Antrag abgelehnt. In Sangerhausen jedoch stellte die Behörde den erwähnten Stein für Walter Telemann im April 2016 unter Schutz. Nur in einem Fall (Schwedt/Oder) hat die zuständige Denkmalschutzbehörde gar nicht erst reagiert.

Die Gedenkstätte in Ueckermünde für die „Deutschen Ärzte in Spanien 1936–1939“ findet man in einem ausgedehnten städtischen Park, der mehrere Denkmäler und Ehrenhaine beherbergt, 2016. Foto: René Senenko.

Im September 2016 begaben sich Hans Matthaei und René Senenko auf eine zweite Tour. Das Ziel der beiden Bredelianer waren drei Gedenkorte in Mecklenburg-Vorpommern. In Ueckermünde (südlich von Usedom) suchten sie die Gedenkstätte für die "Deutschen Ärzte in Spanien 1936 -1939" auf. Sie fanden die Stätte in der Belliner Straße in einer Parkanlage, wo ein halbes Dutzend Denkmäler ihr Refugium haben. Der Gedenkort für die Ärzte im Spanienkrieg ist ein bezaubernder Ort: Zurückhaltend in seiner Form, überzeugend in der Aussage. Aus der Mitte einer steinernen Schlange ragt eine gewaltige Esche empor, die den Gedenkort beschirmt. Doch solange gibt es die Stätte dort noch gar nicht. 1988 vom Bildhauer Joachim Liebscher auf dem Gelände eines NVA-Lazaretts geschaffen, war sie nach 1989 geschändet worden, die Bronzebuchstaben herausgebrochen, das Denkmal der Verwahrlosung preisgegeben. 2010 konnte sie nach ihrer Instandsetzung im Park an der Belliner Straße wiedereröffnet werden.

Die nächste Station der beiden Hamburger hieß Anklam, nicht allzu weit von Ueckermünde entfernt. In der Hansestadt wurden sie im ehemaligen Wehrmachtgefängnis erwartet. Der bekannte ostdeutsche Onkologe Prof. Stefan Tanneberger und seine Vereinsfreunde hatten den großen düsteren Gefängniskomplex in eine Gedenkstätte verwandelt. Der Verein um Prof. Tanneberger verbindet seit 2005 die Erinnerung an die mindestens 130 hingerichteten Wehrmachtsoldaten mit einer regen Friedens- und Umweltarbeit. Unter dem Titel „Friedenszentrum Anklam“

entstand ein äußerst erlebenswertes Projekt mit Ausstellungen, Veranstaltungen und Führungen. Auch einen Friedenswald hat der Verein gestiftet.

Etwa zur gleichen Zeit weilte unser Mitglied Holger Tilicki in Zinnowitz auf

Gedenkstele in Zinnowitz für die Mitglieder der Widerstandsgruppe gegen den Bau der berüchtigten V-Waffen in der Heeresversuchsanstalt Peenemünde, 2016. Foto: Holger Tilicki.

Usedom, nur einen Katzensprung von Anklam entfernt. Es waren jene Tage im September, als der Sommer noch einmal zurückgekehrt war und Tilicki sich dort einige Urlaubstage gönnte. Überall fand er Spuren der regen Historischen Gesellschaft Zinnowitz. Vor den meisten Hotels mit historischer Bausubstanz hatte der Verein eine kleine Hinweistafel zur Geschichte des Hauses aufgestellt. Es ist derselbe Geschichtsverein, der gemeinsam mit der Bredel-Gesellschaft im Jahr 2006 dafür gesorgt hat, dass im Kurpark des Ortes eine Gedenkstele für eine Widerstandsgruppe errichtet werden konnte. Diese Nazigegner hatten in Peenemünde die V-Waffenproduktion sabotiert und mussten das mit ihrem Leben bezahlen. Die Idee zur Gedenkstätte war im Jahr 2002 auf einer Veranstaltung der Bredel-Gesellschaft im Grünen Saal geboren worden. Die Recherchen hierzu hatte damals unser Mitglied Karl Heinz Jahnke, ein 2009 verstorbener Historiker aus Rostock, geleistet[1]. Die Übergabe der Stele im November 2006, bei der auch Marie ter Morsche, die Tochter eines holländischen Zwangsarbeiters und Widerstandskämpfers, anwesend war, hatte damals in Zinnowitz viel Resonanz gefunden[2]. Diese kleine Gedenkstätte ist ein würdiger Kontrapunkt zu dem wenige Kilometer entfernten Gelände der ehemaligen Heeresversuchsanstalt Peenemünde. Dessen Historisch-Technisches Museum nennt diese Anstalt anerkennend „eine der modernsten Technologiezentren der Welt“, von dem „im Oktober 1942 weltweit der erste Start einer Rakete gelang“, wie das Museum irreführend für sich wirbt[3]. Die steinerne Stele in Zinnowitz, ergänzt durch eine Hinweistafel mit Informationen über die Widerstandsgruppe, fällt ins Auge und wird durch seine zentrale Lage im Kurpark täglich von vielen Urlaubern auf dem Weg zur Strandpromenade frequentiert. Sie ist von Restaurants und Läden aus gut einsehbar und lockt des öfteren Menschen an, die dort stehen bleiben und sich informieren.

Doch noch einmal zurück zur Exkursion von Hans Matthaei und René Senenko. Auf ihrer Heimfahrt machten

die beiden südöstlich von Schwerin, in Parchim, halt. Sie hatten erfahren, dass in der Stadt fast alles, was an den Parchimer sozialdemokratischen Interbrigadisten Otto Volkmann erinnert hatte, nach 1989 entsorgt worden war: ein Straßen- und ein Schulname, eine 1990 entfernte Gedenktafel und ein heute nicht mehr zugänglicher Gedenkstein. Doch gab es in der kleinen Parkanlage „Auf dem Brook“ in Parchims Innenstadt noch eine sehenswerte Büste für den mutigen Mann. Sie war 1985 von dem Bildhauer Manfred Wagner geschaffen worden. Als die beiden Hamburger in Parchim vorfuhren, befand sich der Park infolge der Innenstadtsanierung im Zustand einer Baustelle. Vom Denkmal keine Spur. Sie befragten eine Anwohnerin und die zeigte auf eine große Holzkiste, die auf der Baustelle stand. Darin sei das Volkmann-Denkmal verpackt, sagte die Frau. Die Hamburger Freunde suchten in der Stadt das lokale SPD-Büro auf. Dort erfuhren sie, dass dem Kulturausschuss der Stadt gerade ein Antrag des Heimatvereins vorliege, wonach die Büste des Sozialdemokraten aus der Innenstadt verlegt werden solle. In Hamburg zurück, schrieben sie wenige Tage vor dem 80. Todestag von Otto Volkmann (der 1936 im Spanienkrieg sein Leben ließ) den Bürgermeister und mehrere im Stadtrat vertretene Parteien an und baten diese, sich für den Verbleib des Denkmals am angestammten Ort einzusetzen. In seinem Antwortbrief vom 16. Novem-

Die 1985 übergebene Büste für den Sozialdemokraten Otto Volkmann in Parchim, 2014. Foto: Käthe Christiansen.

ber versicherte Parchims Bürgermeister Flörke, „dass nach Abschluss der Baumaßnahmen das Denkmal für Otto Volkmann wieder am alten Standort aufgestellt wird und damit der Zustand wie vor den Sanierungsarbeiten hergestellt wird.“ Weiter heißt es in dem Brief, es habe von Seiten der Stadt nie das Ansinnen bestanden, das Denkmal zu verlagern.

Martin Walbruch

1 Holger Schultze: Marie ter Morsche kann ihren Vater nicht vergessen, in: Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e.V., 2003, 14 Jg., S.64/65.

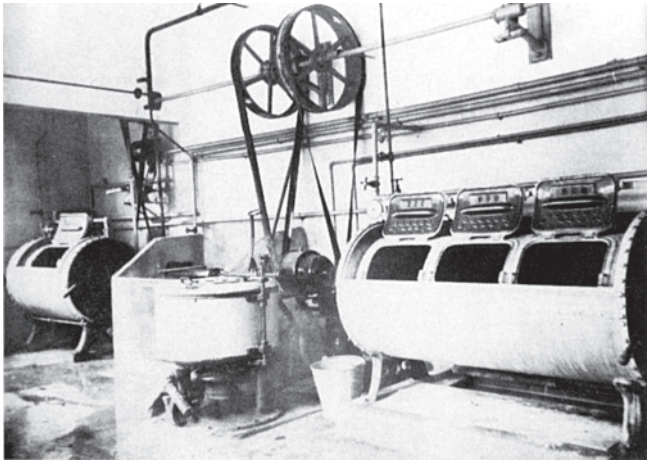
2 Holger Schultze: Ehrung der Widerstandsgruppe um Johannes ter Morsche in Zinnowitz,in: Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e.V., 2007, S16–19.

3 http://www.peenemuende.de/

Ein unbekanntes Kapitel Hamburger Sozialgeschichte:

Bredel, Thälmann und die Wäschereiarbeiter

Der Schriftsteller Willi Bredel verfasste drei kleine Romane aus dem proletarischen Alltag Hamburgs. Die „Maschinenfabrik N & K“ und die „Rosenhofstraße“ schrieb er im Gerichtsgefängnis Bergedorf, wo er die erste Zeit seiner zweijährigen Festungshaft verbrachte. Sie erschienen 1931 bzw.1932 in der Reihe „Der Rote 1-Mark-Roman“ des Internationalen Arbeiter-Verlages in einer Auflage von jeweils 25.000 Exemplaren.[1] Den dritten Roman mit dem etwas ungewöhnlichen Titel „Der Eigentumsparagraph“ vollendete Bredel in der Festung Wesermünde-Lehe, in die er Ende 1931 verlegt worden war.[2] Er ist auch heute bei Bredel-Freunden ganz im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern nur wenig bekannt. Der Autor berichtete im Nachwort der ersten deutschsprachigen Fassung von 1961, einer Rückübersetzung aus dem Russischen, über das Schicksal dieses Buches:



Wäschetrommeln, die mit Hilfe einer Transmission angetrieben wurden, in einer Alsterdorfer Wäscherei, um 1925. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

„Es wurde in Deutschland nicht mehr verlegt; die Nazis fanden die Matern und vernichteten sie. Dennoch blieb dieses Buch erhalten. Ich hatte eine Kopie des Buches in die Sowjetunion geschickt, wo meine beiden vorangegan-

genen Bücher inzwischen in russischer Sprache veröffentlicht worden waren und wo auch dieses dritte in Russisch und Ukrainisch herausgegeben wurde. Für die deutschen Leser aber ist „Eigentumsparagraph“ bis heute unbekannt geblieben und, ehrlich und aufrichtig, ich habe das lange Zeit nicht einmal bedauert und deshalb auch nie nach der deutschen Manuskriptkopie geforscht.“[3]

Plätterinnen der Wäscherei Böge in Winterhude, um 1910. Foto aus: Richard Hesse: Durch Alsterdorf 1880-1914, Hamburg 1984, S. 28.

Dass gerade die Veröffentlichung dieses Buches dem Faschismus zum Opfer fiel, ist eine tragische Bestätigung seines Inhaltes, denn dieser Roman setzt sich schwerpunktmäßig mit der sozialen Demagogie der Nazis, ihrem Auftreten in den Betrieben und ihrem Terror gegen die organisierte Arbeiterbewegung auseinander. Bezugspunkt für den Titel des Romans und seinen Inhalt bildete eine Passage des NSDAP-Programmes, die als „Eigentumsparagraph“ bezeichnet wurde: *„Der Nationalsozialismus erkennt das Privateigentum grundsätzlich an und stellt es unter staatlichen Schutz, und zwar das ehrlich erworbene und erarbeitete Eigentum.“*[4] Am Beispiel der Hamburger Großwäscherei „Frauenlob“ zeigt Bredel auf, wie dieses Eigentum in Wirklichkeit zustande kommt. Soviel kurz zum politisch-geschichtlichen Hintergrund der Romanhandlung.

Den Hamburger Bredel-Leser erstaunt allerdings der zentrale Handlungsort dieses Werkes, eine Großwäscherei im dörflichen Villenvorort Lenndorf. Dies ist eine Chiffre für den Stadtteil Alsterdorf, ein Zentrum des Hamburger Wäschereigewerbes. Der Autor überrascht uns auch mit einer sehr anschaulichen und detaillierten Darstellung der Arbeitsprozesse in der Großwäscherei. Hier eine Leseprobe:

„Aus dem Keller, der sich unter dem Mangelraum befand, stiegen ununterbrochen Dampfwolken auf. Scharfer, ätzender Seifenlaugengeruch drang durch alle Ritzen. Unten drehten sich die mit Wäsche gefüllten Trommeln, das heiße Seifenwasser spritzte und ergoß sich in Strömen über den Fußboden. Es war schwer zu atmen. An den Maschinen arbeiteten halbnackte Wäscher, in Hosen und klappernden Holzpantinen. Sie

schleppten volle Wäschekörbe heran, füllten die Trommeln und schalteten mit Hilfe eines Zahnradgetriebes eine bestimmte Tourenzahl ein. Die in der Lauge geschleuderte Wäsche kam dann in Zentrifugen, in denen unter fließendem, frischem Wasser die Lauge herausgespült wurde. Von der Zentrifuge wanderte sie wieder in Körbe und weiter in die Trockenkammer oder zu Mangeln im Erdgeschoß."[5]

Sehr genau und differenziert stellt Bredel auch die Hierarchie bei den Wäschereiarbeiterinnen dar und gestaltet insbesondere die Konflikte zwischen den Manglerinnen (Rollerinnen) und den Plätterinnen, die oftmals voller Berufsdünkel auf ihre Kolleginnen herabschauten. Ebenso schildert er weitere „Feinheiten" aus dem Innenleben einer Großwäscherei um ca. 1930 überraschend kenntnisreich. Gerade bei Bredel, der in den beiden Vorgänger-Romanen fast ausschließlich eigene Erfahrungen verarbeitet hat, überrascht dies. Das umso mehr, da sich bisher trotz intensiver biografischer Forschungen nicht ein einziger Hinweis auf die Tätigkeit des Autoren in einem Wäschereibetrieb auffinden ließ. Dies gilt übrigens auch für seine langjährige Partnerin und spätere erste Ehefrau Lisa Bredel.

Des Rätsels Lösung könnten Ernst und Rosa Thälmann sein. Beide arbeiteten vom Sommer 1910 an einige Jahre lang bei der „real existierenden"

Ein typischer Hamburger Wäscherei-Kastenwagen (Bleicherwagen), mit dem die saubere Wäsche an die Kunden ausgeliefert wurde. Links neben den Pferden steht der Kutscher, um 1914. Foto: Gebr. Schütt.

Wäscherei „Frauenlob" in der Marschnerstraße.[6] Thälmann war ebenso wie Bredels Vater Carl Mitglied der Hamburger USPD. In der überschaubaren Ortsgruppe, zu deren ersten Vorsitzenden Thälmann am 11.5.1919 gewählt worden war, kannte man sich.[7] Zwei Monate zuvor war Thälmann für die Unabhängigen Sozialdemokraten in die Hamburger Bürgerschaft eingezogen.[8] In den Jahren 1921 und 1924 kandidierten die beiden Männer auf der Liste der KPD für die Bürgerschaft.[9] Bekannt ist, dass sie auch regelmäßig miteinander Skat spielten.[10] Möglicherweise gelangten durch diese Verbindung schon früh Informationen Thälmanns über die Hamburger Wäschereien auch an Willi Bredel, der zu dieser Zeit noch mit in der Wohnung seiner Eltern in der Glashüttenstraße wohnte.

Wahrscheinlicher ist es aber, dass

Thälmann Ende der zwanziger Jahre dem jungen Redakteur Bredel Anstöße und Informationen zur literarischen Verarbeitung des Wäscherei-Themas gab. Die beiden Männer begegneten sich ja häufiger im Hamburger KPD-Büro am Valentinskamp, in dem sich auch die Redaktion der KPD-Tageszeitung „Hamburger Volkszeitung“ befand. Interessant ist es in diesem Zusammenhang auch, dass Bredel in seiner sehr problematischen biographischen Skizze „Ernst Thälmann – ein Beitrag zu einem politischen Lebensbild“, die erstmals 1948 erschien, Thälmanns Tätigkeit als Kutscher bei der Wandsbeker Großwäscherei Welscher kurz schildert.[11] Da dieser Text zahlreiche Fehler enthält und Thälmanns wichtige Rolle bei der Organisierung dieser heute fast vergessenen

Zwei Wäschereiarbeiterinnen am Rubbelbrett in einer recht primitiv eingerichteten norddeutschen Wäscherei. Im Hintergrund steht der Maschinist (Heizer), um 1910. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

Berufsgruppe nicht annähernd gerecht wird, soll hier abschließend auf der Basis der neueren Forschung kurz an sie erinnert werden. Zentrale Quelle ist der erstmals im Januar 1975 in der Zeitschrift „Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ veröffentlichte Lebenslauf des KPD-Vorsitzenden.[12] Er verfasste ihn vermutlich im März 1935 zur Verteidigung in einem ursprünglich gegen ihn von den Nazis geplanten Prozess.[13]

Im Sommer 1909 bekam Thälmann eine Stelle als Wäschereikutscher bei der bereits erwähnten Großwäscherei Welscher.[14] Den Arbeitsalltag dieser speziellen Berufsgruppe stellte er in einem Aufruf in der sozialdemokratischen Tageszeitung, dem „Hamburger Echo“ 1911, folgendermaßen dar:

„Den ganzen Tag treppauf treppab bis in die sinkende Nacht hinein, im Sommer schweißtriefend, keinen trockenen Faden am Leibe, wieder auf den Kutscherbock.. Das ist so ungefähr das keineswegs beneidenswerte Los der Wäschereikutscher. Eine Arbeitszeit von 14 bis 16 Stunden ist an der Tagesordnung. Es ist keine Seltenheit, dass man nachts um 11 Uhr noch Wäschereikutscher auf der Straße fahren sieht.“[15]

Derartige Arbeitsverhältnisse gehörten bei der Wäscherei Welscher bald der Vergangenheit an, denn dem „roten Kutscher“ gelang es, alle Arbeiterinnen und Arbeiter seines Betriebes zu organisieren. Welscher war bald als eine Art Musterbetrieb unter den Wäschereien

Hamburgs überall bekannt. So wurde dort der höchste Tariflohn in der Branche gezahlt und Urlaubstage für alle

Die Plätterin Rosa Koch und der Wäschereikutscher Ernst Thälmann lernten sich 1910 in der Wäscherei „Frauenlob“ kennen, undatiert. Foto: Gedenkstätte Ernst Thälmann.

Beschäftigten tariflich festgelegt. Der Unternehmer erkannte schnell Thälmanns organisatorisches Geschick und machte ihn bald zum Expedienten. Wenig später bot er ihm sogar an, ihn zum Geschäftsführer zu machen, wenn er seine Gewerkschaftsarbeit aufgebe. Thälmann ließ sich jedoch nicht korrumpieren und lehnte das Angebot ab.[16] Zwei Monate später wechselte er zur Großwäscherei „Frauenlob“. Auch hier gelang es ihm, die Belegschaft in mühseliger Kleinarbeit vollständig zu organisieren. Durch einen Streik wurden u. a. eine Lohnerhöhung und bessere Arbeitsbedingungen durchgesetzt. Bei „Frauenlob“ (Nomen est omen!) fand Thälmann auch sein persönliches Glück. Hier lernte er seine spätere Ehefrau, Rosa Koch, kennen. Mit der jungen Plätterin war er, wie konnte es bei ihm anders sein, über gewerkschaftliche Fragen in Kontakt gekommen.[17] Die Organisationserfolge bei den Großwäschereien Welscher und Frauenlob hatten bald auch auf andere Wäschereibetriebe wie u. a. Testorp eine positive Ausstrahlung. Dort konnten ebenso kräftige Lohnerhöhungen und tarifliche Urlaubstage erstritten werden.[18]

Mit seinem Roman „Der Eigentumsparagraph“ knüpfte Willi Bredel offensichtlich an Erfahrungen und Erlebnisse Ernst Thälmanns am Vorabend des ersten Weltkrieges an. Ein weiteres Indiz für diese These ist, dass Bredel seinen fiktiven Betrieb im Roman auch „Frauenlob“ nannte. Dem jungen Arbeiterschriftsteller gelang mit diesem Buch eine realistische literarische Gestaltung der Arbeitsprozesse, der harten Arbeitsbedingungen und der sozialen Kämpfe in der Hamburger Wäschereibranche um 1930. Bredel verfasste mit dem „Eigentumsparagraphen“ nicht nur ein wichtiges Werk der deutschen Arbeiterliteratur, sondern zugleich auch ein interessantes Kapitel der Hamburger Lokal- und Sozialgeschichte, auch wenn das vordergründig sicherlich nicht seine Absicht gewesen war.

Hans-Kai Möller

1 Brigitte Nestler: Bibliographie Willi Bredel, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1999 (Hamburger Beiträge zur Germanistik; Band 27), S. 26/27.

2 Vgl. nfa: Literatur hinter Gittern, Willi Bredels Haft in Wesermünde-Lehe (Bremerhaven), in: Rundbrief Willi-Bredel-Gesellschaft-Geschichtswerkstatt e. V.: 2010, 21. Jg., S.17-22.

3 Willi Bredel: Der Eigentumsparagraph (aus dem Russischen rückübersetzt von Regina Czora). Mit einem Vorwort des Verfassers, Berlin 1961, S. 227.

4 Zitiert nach: Lilli Bock: Willi Bredel, Leben und Werk, Berlin 1973, S. 24.

5 Bredel: Eigentumsparagraph, S. 10.

6 Eberhard Czichon, Heinz Marohn unter Mitarbeit von Ralph Dobrawa: Thälmann, Ein Report, Band 1, 1886-1933, Berlin 2010, S. 32.

7 Günter Hortzschansky, Walter Wimmer, Lothar Berthold, Heinz Karl, Horst Naumann, Stefan Weber: Ernst Thälmann, Eine Biographie, Frankfurt am Main 1979, S. 67.

8 Ebenda, S. 65.

9 Statistisches Landesamt Hamburg: Statistische Mitteilungen über den Hamburgischen Staat, Nr. 11 und Nr. 15 (jeweils Bürgerschaftswahl).

10 Mündliche Mitteilung von Anna-May Bredel an Hans-Kai Möller, 23.4.2016.

11 Willi Bredel: Ernst Thälmann, Ein Beitrag zu einem politischen Lebensbild, Berlin 3. Auflage 1950, S. 25/26.

12 Ernst Thälmann: Mein Lebenslauf bis zum Eintritt in die KPD (gekürzter Lebenslauf…), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Heft1/1975, S. 86-102.

13 Ebenda, S. 86.

14 Ebenda, S. 99.

15 Hamburger Echo, 20.4.1911.

16 Thälmann: Mein Lebenslauf, S. 99.

17 Eberhard Czichon: Thälmann, Ein Report, S. 32.

18 Hannes Heer: Ernst Thälmann in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg August 1975, S. 20.

Kiew, Jerusalem, Zürich, Hamburg

Brief von Bredel aus dem Jahre 1940 aufgetaucht

Im März 2016 schrieb uns Frau Marina Belobrovaja aus Zürich, dass ihr Urgroßvater, Isaak Sternberg, mit Willi Bredel während dessen Zeit im sowjetischen Exil in engem Briefkontakt stand, dass man sich gegenseitig besuchte und sich von der Korrespondenz der beiden noch ein Brief Bredels von 1940 im Besitz ihrer Großmutter und Tochter Sternbergs, Frau Ninel Sheynkman, geborene Sternberg, befände. Sie schloss mit der Frage, ob wir als Bredel-Gesellschaft an diesem Brief interessiert seien. Selbstverständlich waren wir das und so gelangte er Mitte des Jahres in unser Archiv. Briefe Bredels aus dieser Zeit sind sehr selten, da ein Großteil seiner Korrespondenz während des Zweiten Weltkriegs verlorenging.

Von einer Korrespondenz und Bekanntschaft zwischen Sternberg und Bredel und regelmäßigen Besuchen Bredels in Kiew war bisher nichts bekannt. Briefe von und an Isaak Sternberg sind im Willi-Bredel-Archiv der Akademie der Künste nicht vorhanden. Insofern ist durch den Brief ein wichtiger bisher unbekannter Bezugspunkt Bredels während seiner sowjetischen Exilzeit aufgetaucht, wodurch der Bredel-Forschung einige interessante Sachverhalte erschlossen werden können.

Isaak Sternberg, Bredels Adressat, wurde 1881 in Deutschland geboren. Er studierte Rechtswissenschaft vermutlich an der Humboldt-Universität in Berlin, brach das Studium ab und arbeitete anschließend als Lehrer in Hamburg. Er nahm als Soldat am Ersten Weltkrieg teil, desertierte an der Ostfront mit der Absicht, sich als überzeugter Kommunist nach der Oktoberrevolution den Bolschewiki anzuschließen. In den 30er Jahren war er in Kiew als Leiter des sogenannten deutschen Sektors des „Staatsverlags der nationalen Minderheiten der UdSSR“ tätig und veröffentlichte Übersetzungen deutscher Schriftsteller ins Ukrainische. Im Verlag musste er zunehmend berufliche Rückschläge hinnehmen, die auf antisemitische und antideutsche Vorurteile zurückgingen. Er starb während der Evakuierung aus der Ukraine im Jahre 1944.

Bredel und Sternberg lernten sich in Moskau nach Bredels Rückkehr aus Paris bei einer Geschäftsreise Sternbergs kennen. Der Brief ist vom 26. August 1940 datiert und mit der Ortsangabe „Roschdestwenka. 21/7. Kb.3. Moskau.“ versehen. Es handelt sich um eine DIN A 4 Seite, die beidseitig mit Schreibmaschine beschrieben und von Bredel unterzeichnet ist. Das Papier ist vergilbt und brüchig. Der Brief war Teil einer Korrespondenz zwischen Bredel und Sternberg, die leider bis auf den einen Brief verlorenging.

Die auf dem Brief verzeichnete Adresse, die in der heute üblichen Transliteration als „ulitsa Rozhdestvenka“ geschrieben würde, existiert noch heute und befindet sich ca. eineinhalb Kilometer nördlich vom Roten Platz.

Bredels Schreiben ist eine direkte Reaktion auf ein verlorengegangenes

Schreiben von Sternberg, in dem er, so lässt es sich aus den Ausführungen Bredels erschließen, über seine Rücksetzung im Verlag informierte, worauf Bredel unverblümt antwortete: *„Wie ist es nur möglich, daß über Nacht eine so wichtige Funktion, wie Sie sie im Verlag ausgeübt haben, so schlecht behandelt werden kann, sodass sie ein Gehalt beziehen, dass sie nicht leben und nicht sterben können?“* Bredel schien sich über die Zurücksetzung Sternbergs derartig aufzuregen, dass er im nächsten Satz auf die schlechten Arbeitsbedingungen des Schriftstellers in der UdSSR zu sprechen kam, Arbeitsbedingungen, die ihn selbst auch bedrückten: *„Aber, lieber Genosse Sternberg, ich finde ja auch, dass es so, wie man die Schriftsteller behandelt, ein regelrechter Skandal ist.“* Neben dem Trost, den Bredel Sternberg spendete, schien ihn die schlechte Behandlung Sternbergs an sein eigenes schwieriges Los in Moskau zu erinnern, das er eine Seite lang schilderte. Folgender Satz mag seine damalige Stimmung veranschaulichen: *„Der Mensch, der Schriftsteller, scheint von der Verlagsleitung her gesehen, der allerletzte zu sein, auf den man Rücksicht zu nehmen braucht. Wahrhaftig, diese Art der Erledigung verstehe ich nicht, und sie raubt einem die letzte Lust zur Arbeit. Pläne werden umgestellt. Fertige Arbeiten liegengelassen. Der Schriftsteller mag sehen, wie er zurechtkommt. Basta!“* Dass sich für Bredel die Zusammenarbeit mit Verlagen in dieser Zeit seines Exils so schwierig gestaltete und dass dies seine Kreativität beeinträchtigte, war in dieser Deutlichkeit bisher nicht bekannt gewesen.

Was den Brief so besonders macht, ist, dass er einige Hinweise auf die Veröffentlichungsgeschichte zweier Bücher enthält. Bredel schrieb: *„Nun ist mein Erzählerband erschienen. Vor mir liegen seit vielen Tagen meine Autorenexemplare, aber ich bekomme mein Honorar, das letzte, nicht. Unsereins hat doch keine Reserven mehr. Ich lebe doch auch*

Isaak Sternberg, um 1940. Foto: Marina Belobrovaja.

von der Hand im Mund.“ Bei dem Erzählband handelt es sich um „Peter Brakel und andere Erzählungen“, der im „Staatsverlag der nationalen Minderheiten der UdSSR“ in Kiew 1944 erschien

Ein paar Zeilen später findet sich ein weiterer interessanter Hinweis auf eine Arbeit Bredels. *„Und dann die Anthologie? Die soll erst im nächsten Jahr erscheinen. Also soll ich auch erst im nächsten Jahr mein restliches Honorar erhalten. Aber ich habe damit für diesen Sommer gerechnet, denn ich habe die*

Arbeit ja bereits Anfang des Jahres fertig abgeliefert." Hier geht es um eine Textsammlung mit dem Titel „Päpste, Pfaffen und Mönche im Spiegel der Literatur. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Willi Bredel", auch in Kiew im „Staatsverlag der nationalen Minderheiten der UdSSR" erschienen und zwar entgegen der Befürchtung Bredels bereits 1940. In beiden Fällen gab es Schwierigkeiten mit der Honorarzahlung, auf die Bredel dringend angewiesen war, weil es ihm an finanziellen Mitteln fehlte. Und so schrieb Bredel zum Schluss seines Briefes denn noch einmal sehr eindringlich: *„So sehr ich für Sie hoffe, Genosse Sternberg, dass sich Ihre Lage bald ändern möge, so sehr hoffe ich auch für mich, denn wenn sich alle Verlagsunternehmen verhalten würden, wie der Kiewer, dann wäre ich ebenfalls dem Verhungern ausgeliefert."* Bisher war lediglich aus einem Brief Bredels an Weiskopf vom 24. Mai 1940 bekannt, dass es nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Sommer 1939 sehr schlecht um seine Finanzen bestellt war.[1] Dass seine Lebensverhältnisse auch 1940 noch angespannt waren, wissen wir nun Dank des der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Briefs von Bredel an Sternberg.

Herbert Schneider

1 Akademie der Künste, Willi-Bredel-Archiv, Signatur 3174, Brief von Willi Bredel an F.C. Weiskopf vom 24.5.1940.

Als Willi Bredel in Kiew war

Erinnerungen von Ninel Sheynkman

Ich werde versuchen, meine Eindrücke von Willi Bredels Visite in Kiew zu schildern[1], vermutlich seiner letzten oder gar einzigen. Am Tag seiner Ankunft hat ihn mein Vater zum Frühstück zu uns nachhause eingeladen. Das Frühstück war für die 30er Jahre recht bescheiden. Beispielsweise gab es keine Kaffeesahne, an die Bredel gewohnt war. Man unterhielt sich lebhaft auf Deutsch, so dass ich wegen meiner geringen Sprachkenntnisse nicht alles verstand.

Da mein Vater zur selben Zeit im „Staatsverlag der nationalen Minderheiten der UdSSR" arbeitete, der deutsche Literatur in russischer Übersetzung herausgab, hatten wir zuhause viele Bücher deutscher Schriftsteller, die ich gerne gelesen habe. Viele handelten von ArbeiterInnen in Deutschland.

Doch per Zufall habe ich kurz vor Bredels Besuch ausgerechnet „Die Leiden des jungen Werthers" gelesen. Bredel fragte mich nach meinen Eindrücken über das Buch aus. Mit meinen damals 15 Jahren konnte ich nicht behaupten, dass das Buch bei mir einen besonderen Eindruck hinterlassen

Державне Видавництво Національних Меншостей
при РНК УРСР
Укрдержнацменвидав
Посвідчення № 6
Пред'явник цього тов.
Штернберг Ісаак
є зав. Німецьким
сектором
Держнацменвидав УРСР
Директор
Зав. особ. складом
Дійсне до 194 р.
Зав. особистим складом
Дійсне до 194 р.
Зав. особистим складом
Дійсне до 194 р.
Зав. особистим складом

Arbeitsausweis Issak Sternbergs vom „Staatsverlag der nationalen Minderheiten der UdSSR“. Foto: Marina Belobrovaja.

hat. Gerade der Schluss des Buches erschien mir nicht sehr glaubwürdig, was ich Bredel berichtete. Er versuchte, mich vom Gegenteil zu überzeugen, sagte, dass Liebe immer schon ein solches Ende nehmen könne, dass es unglückliche Liebe immer schon gegeben habe.

Später erzählte mir Bredel, dass es in Deutschland unter bestimmten Familien relativ verbreitet sei, unter einander Kinder zu „tauschen“ und dass ein solcher Tausch auf Zeit auch unter unseren Familien möglich wäre.

Am Abend wurde Bredel im Kiewer Haus der Literaten empfangen. In der ulitza Bolshaja Povalnaja befand sich die ehemalige karaimische Synagoge – ein sehr ausgefallenes, interessantes Bauwerk. In den Sowjetzeiten wurde es verschiedenartig genutzt, vor allem als Lagerraum. Aber Ende der 30er Jahre wurde das Haus saniert und den Schriftstellern übergeben. Sein besonderes Äußeres wurde dabei erhalten. Und dort fand auch das Treffen mit Bredel statt. Der Saal war voll.

Ninel Sheynkman

1 Ninel Sheynkman wurde am 4.5.1924 in Kiew geboren und lebt in Israel. Die von ihr geschilderte Begegnung mit Bredel fand in der zweiten Jahreshälfte 1939 oder Anfang 1940 statt.

Willi Bredel und Johannes R. Becher
Eine schwierige Beziehung

Willi Bredel und Johannes R. Becher haben nach der Befreiung Deutschlands vom Faschismus meinen Lebensweg wesentlich beeinflusst. Bredel erlebte ich in Schwerin ab Februar 1946 als engagierten Landesvorsitzenden des Kulturbundes und Johannes R. Becher als ehrwürdigen Präsidenten dieser bedeutenden Organisation.

Johannes R. Becher und Willi Bredel. Foto aus: Johannes R. Becher. Bildchronik seines Lebens von Lilly Becher und Gert Prokop, Aufbau-Verlag Berlin 1963.

Beide Schriftsteller waren erfahrene, aktive Kämpfer gegen Faschismus und Krieg. Beide mussten aus Deutschland fliehen, wurden von den Faschisten mit dem Tode bedroht und fanden Exil in Prag und später in Moskau. Für uns junge Menschen waren sie Vorbilder!

Betrachte ich jetzt ihre Beziehung, über 50 Jahre nach ihrem Tode, so stelle ich fest, dass sie nicht wirkliche Freunde waren. Sie waren wie zwei, die sich anzogen und wieder abstießen, aufeinander angewiesen waren und doch nicht miteinander konnten. Bredel schrieb über ihre schwierige Beziehung:

„Wir waren zu verschiedenartig, sowohl was die soziale Herkunft betraf wie auch in unserem Verhältnis zur Literatur. Becher war damals bereits der große Dichter, ich ein Neuling im Kreis der Schriftsteller.“[1]

Becher, Sohn bürgerlicher Eltern aus München, trat bereits als 16-jähriger Gymnasiast als Schriftsteller hervor, mit einem erstaunlichen Sendungsbewusstsein. Er war mit sich und der Welt unzufrieden und suchte Wege aus der kapitalistischen Gesellschaft. Er war ein Ringender und Suchender, landete in München und Berlin in der Boheme als Künstler, wurde Morphinist und konnte sich schließlich mit fremder Hilfe von dieser Sucht befreien. Auf der Suche – auch nach Gott – und einer Ordnungsmacht fand er den Weg zur kommunistischen Partei. Als Dichter war er damals einer der bekanntesten Expressionisten in Deutschland. Bredels Weg verlief völlig anders. Als Arbeitersohn wurde er Metallarbeiter und eignete sich sein Wissen über Literatur und Geschichte nach Feierabend an.

Dazu kam der Altersunterschied von rund zehn Jahren, so dass Bredel immer der von Becher Lernende war, der Nachfolger oder Vertreter, der jedoch

über einen starken Willen verfügte. Aufgrund seiner langen Erfahrung in der parteipolitischen Gremienarbeit besaß er anders als Becher einen guten Instinkt dafür, welche Anforderungen die KPD an ihre Repräsentanten hatte. Aber ohne Becher wäre Bredel möglicherweise nie Schriftseller geworden.

Becher hatte Ende der zwanziger Jahre in seiner Funktion als Vorsitzender des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller (BPRS) die Bedeutung von Kulturredakteuren aufgewertet. Dadurch erhielten schreibende Arbeiter wie Bredel die Möglichkeit zu veröffentlichen. Für Bredel war dieses Umfeld die Voraussetzung, Schriftsteller zu werden, worüber sich Bredel später anerkennend geäußert hat.[2]

Im Gegensatz zu Lukacs, der Bredels erste Romane in herabwürdigender Weise kritisierte, erkannte Becher früh Bredels Potential und warb darum, Bredel, der bereits Mitglied im BPRS war, nach Berlin in die Zentrale der Organisation zu holen.

Begegnet waren sich Bredel und Becher wahrscheinlich schon im BPRS. Erst 1934 in Moskau lernten sich die beiden Schriftsteller auf dem I. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller näher kennen. Becher war damals der Leiter der deutschen Sektion der Internationalen Vereinigung der revolutionären Schriftsteller (IVRS) und zeigte sich beeindruckt von Bredels Roman „Die Prüfung“:

„Ich setze hier bewusst an den Anfang das neue Buch von Willi Bredel Die Prüfung, das umso wichtiger ist, als es von einem Genossen geschrieben wurde, der nicht nur aus der Arbeiterklasse selbst stammt, sondern der diese ‚Prüfung‘, die er beschreibt, am eigenen Körper im Konzentrationslager bestanden hat. Gewiss, das sagt zunächst nichts über den literarischen Wert eines Buches aus, ist meines Erachtens aber trotzdem bemerkenswert, da es etwas aussagt über den Charakter des Schriftstellers, von dem aus man auch auf den Charakter einer Literatur schließen kann.“ [3]

Nach dem IV. Schriftstellerkongress der DDR 1956, 1. Reihe Bredel und Becher (v.r.n.l.). Foto aus: Alexander Abusch: Mit offenem Visier, Berlin 1986, Bild 35.

Becher war sich bereits 1933 darüber im Klaren, dass vom fernen Moskau aus keine europäische antifaschistische Literaturbewegung geschaffen werden konnte. 1934 sollte Becher in Paris ein westeuropäisches Büro des IVRS aufbauen, nachdem er

bis dahin die deutschsprachige Ausgabe der Zeitschrift „Internationale Literatur“ geleitet hatte. Der maßgeblich von Becher organisierte Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur, der vom 21. bis 25. Juni 1935 in Paris stattfand, wurde für ihn ein großer persönlicher Erfolg. Als Vordenker einer antifaschistischen Einheitsfront, die sozialdemokratische und bürgerliche Intellektuelle ausdrücklich einschloss, stand er auf dem Höhepunkt seiner politischen Karriere. Bechers Stellvertreter in Moskau war Bredel, was eine erhebliche Aufwertung für ihn darstellte. Jedoch tat sich Bredel schwer damit Bechers Bündnispolitik nachzuvollziehen. Aus seiner Sicht vernachlässigte Becher die proletarische Literatur zugunsten bürgerlicher Autoren wie den Manns oder Lion Feuchtwanger. Becher wiederum äußerte sich hinter Bredels Rücken bei seinem Mitarbeiter Karl Schmückle abfällig über Bredels angebliches Unvermögen. Der Briefwechsel zwischen den beiden liest sich wie eine permanente gegenseitige Schuldzuweisung und wurde von beiden Seiten in einem herablassenden Ton geführt. Insbesondere griff Becher die von Lukacs an Bredel geübte Kritik aus dem Jahr 1931 wieder auf und unterstellte ihm indirekt, dass er aufgrund einer unzulänglichen formalen Qualität auch inhaltliche Schwachstellen produziere. Dieser Vorwurf musste Bredel besonders hart treffen. Bredel hat dann seine Haltung in der Bündnisfrage nach dem 7. Weltkongress der Kommunistischen Internationale, der mit einem Bekenntnis zur Volksfront endete, überdacht und korrigiert.

Johannes R. Becher und Thomas Mann in Eisenach (v.r.n.l.). Foto aus: Alexander Abusch: Mit offenem Visier, Berlin 1986, Bild 33.

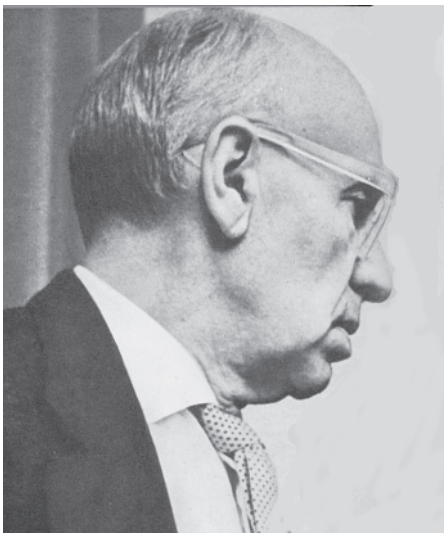
Trotz der erfolgreichen Arbeit in Paris wurde auch Becher kritisiert. Für Becher war dies bitter und führte ihn in eine Krise. Er konnte seine Arbeit in Paris nicht mehr fortsetzen, weil die Versprechungen zur Finanzierung nicht eingehalten wurden. Er musste nach Moskau zurückkehren. Dies geschah allerdings mit der Unterstützung durch Bredel. Bei Becher hinterließ dieses Scheitern tiefe Spuren. Im Gegenzug war Bredel 1935/36 in Paris, wo er im Weltkomitee zur Befreiung von Ernst

Thälmann mitarbeitete.

Nach seiner Rückkehr nach Moskau widmete sich Becher unter anderem wieder der Herausgabe der Zeitschrift „Internationale Literatur“. Im Zusammenhang mit der neuen Volksfront-Politik wurde deutlich, dass die IL nicht unabhängig genug agierte, um auch bürgerlichen Autoren als Publikationsorgan zu dienen. Deshalb wurde die Zeitschrift „Das Wort“ gegründet, die unter anderem von Bredel herausgegeben wurde. „Das Wort“ sollte die Kulturarbeit innerhalb der Volksfront grundsätzlich verbessern. Becher hat die Gründung der Zeitschrift mit vorangetrieben. Im Laufe der parallelen Existenz der beiden Zeitschriften kam es immer wieder zu inhaltlichen Überschneidungen. Das führte dazu, dass beide um die gleichen Autoren warben und sich gegenseitig Konkurrenz machten.[4]

Bitter war die Zeit der Säuberungen für beide Schriftsteller. Schwierig waren die Verhöre und Gespräche der deutschen Schriftsteller im Verband. Als Chefredakteure waren Bredel und Becher beide davon betroffen, weil ihre langjährigen Mitarbeiter Maria Osten, Karl Schmückle und Hans Günther verhaftet worden waren. In diesem Klima verschlechterten sich auch die Beziehungen der Schriftsteller untereinander. In einem Brief an Weiskopf grenzt sich Bredel deutlich gegen Becher ab, den er als Teil einer Clique um Lukacs sieht, seinen alten Intimfeind. Wie angespannt das Verhältnis der Beiden über Jahre hinweg gewesen sein muss, mag folgender Auszug aus einem Brief Bechers an Bredel aus dem Jahr 1945 zeigen: *„Lieber Willi! Ich habe es in den letzten Jahren peinlichst und auch nicht ohne Erfolg vermieden, mit Dir in einen persönlichen Konflikt zu geraten, denn Konflikte solcher Art sind für mich gänzlich uninteressant und haben auch keinen sachlichen Sinn.“*[5]

Den Überfall der faschistischen Wehrmacht und den Vernichtungskrieg



Johannes R. Becher. Foto aus: Alexander Abusch: Der Deckname, Berlin 1984, Bild 52.

gegen die Völker der Sowjetunion erlebten beide Schriftsteller in Moskau. Danach begann die Evakuierung nach Kasan und Taschkent, wohin der größte Teil der Emigranten gebracht wurde. Aber bereits Ende 1941 stellten sie den Antrag auf Rückberufung nach Moskau, wo sie als Mitarbeiter des Rundfunks bzw. publizistisch tätig wurden. Beide Schriftsteller waren dabei, als in Krasnagorsk bei Moskau im Juli 1943 das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ gegründet wurde, ein bedeutendes Ereignis und ein Lichtblick in der

Geschichte des Widerstandskampfes. Anschließend arbeitete Becher als Vorsitzender der Kulturkommission der KPD ein Programm für den kulturellen Neubeginn Deutschlands nach dem abzusehenden Ende des Faschismus aus.[6] Dieses Programm war maßgeblich für die Arbeit der Initiativgruppen der KPD in Deutschland ab Mai 1945 und bestimmte auch Bredels Arbeit als Vorsitzender des Kulturbunds in Mecklenburg-Vorpommern ab August 1945 mit.

Bredel und Becher trafen fast zeitgleich aus der Emigration in Deutschland ein, Bredel mit der Initiativgruppe Sobottka Anfang Mai 1945 in Rostock, Becher Anfang Juni 1945 in Berlin. Dort begann Becher mit den Arbeiten zur Gründung des Kulturbunds, der am 3. Juli 1945 ins Leben gerufen wurde und der beide erneut auf fast schicksalshafte Weise verband. Bredel, der mittlerweile nach Schwerin umgezogen war, wurde Vorsitzender der Kulturbund-Landesgruppe Mecklenburg-Vorpommern. Becher war Vorsitzender der Gesamtorganisation. Formal betrachtet war Bredel so Becher untergeordnet, was ihn aber nicht davon abhielt, sehr eigenständig und in deutlichem Widerspruch zur Berliner Zentrale zu agieren, indem er zum Beispiel die Herausgabe regionaler Kulturzeitschriften gegen den Einspruch Bechers durchsetzte.

Der Kulturbund wurde bis 1947 eine der größten Kulturorganisationen in Deutschland. Dies missfiel den Westmächten und war der Hauptgrund für das Verbot der Organisation in Westberlin. Das war ein harter Schlag gegen den Kulturbund, denn damit begannen der Kalte Krieg und die Spaltung. Dr. von Friedensburg, Ernst Lemmer und andere bürgerliche Intellektuelle legten ihre Ämter nieder. Dies bedeutete, dass der Kulturbund sein Gründungskonzept als überparteiliche Bewegung nun unter ungleich ungünstigeren Bedingungen verwirklichen musste und sich nun stärker auf die Entwicklung in Ostdeutschland konzentrierte. In dieser Situation wurde am 16. Januar 1948 Willi Bredel als Vizepräsident vom Präsidialrat gewählt.

Bredel hält Ehrenwache am Sarg Johannes R. Bechers, v.l.n.r.: Willi Bredel, Prof. Nagel, Leo Spies, Prof. Ehmsen, Walter Felsenstein und Dr. Butting. Foto: WBG-Archiv.

Als historisch interessierter Autor wurde Bredel gebeten, sich speziell um die Veranstaltungen zur Jahrhundertfeier der Revolution von 1848 zu kümmern, was Bredel mit Leib und Seele auch tat.[7]

Eine Arbeitsteilung gab es zwischen Becher und Bredel 1949 zum 200. Geburtstag von Johann Wolfgang von Goethe. Becher war zuständig für die Ehrung im Nationaltheater in Weimar und hielt die Festrede. Höhepunkt war die Begegnung zwischen Becher und Thomas Mann. Willi Bredel wirkte mit bei den Goethefeiern der Jugend und der Gewerkschaften mit. Er hielt im mecklenburgischen Landtag in Schwerin die Festrede über Goethe. Aber auch danach entspannte sich ihr Verhältnis nicht. In einem Brief an F. C. Weiskopf schrieb Bredel über sein Verhältnis zu Becher, dass der „Klein- und Großkrieg" weitergehe.[8]

Andererseits unterstützte er Becher als Kulturminister und war vom frühen Tod Bechers 1958 sehr betroffen. Damals ahnte niemand, dass Willi Bredel nur sechs Jahre danach, 1964, als Akademiepräsident an einem Herzinfarkt sterben würde.

Becher war eine geistig hochgebildete, sensible Persönlichkeit, Bredel mehr der treue, verlässliche Parteiarbeiter und der aufstrebende Schriftsteller. Kein Wunder, dass man Bredel in der Partei wohl zeitweilig mehr vertraute und dass Rivalitäten entstanden. Fest steht, dass Bredel diesen schwankenden, labilen Menschen oft nicht verstanden hat. Gleichzeitig bewunderte er Becher, dass er seine literarischen Auffassungen sehr eigenständig entwickelte und an ihnen auch gegen Widerstände festhielt.

Es gab viele Meinungsverschiedenheiten zwischen den Beiden. Mir scheint dies auch verständlich, aber es war wohl auch so, dass Bredel trotz alledem Becher immer eine entsprechende Achtung entgegenbrachte. Ich glaube sogar, dass diese gegenüber Becher respektvolle Haltung aufgrund seiner eigenen Lebenserfahrung in den Jahrzehnten der Zusammenarbeit zunahm.

Karl Heinz Schulmeister

---

1 Gespräch mit Willi Bredel, in: Sinn und Form, Jg. 28, 1976, H. 2, S. 419.

2 Ebenda.

3 Brief v. Johannes R. Becher an Dimitroff, in: Johannes R. Becher: Briefe, Band 1, Berlin/Weimar, 1993, S. 209 f.

4 Doris Danzer: Zwischen Vertrauen und Verrat. Deutschsprachige kommunistische Intellektuelle und ihre sozialen Beziehungen (1918–1960), Göttingen 2012, S. 278 f.

5 Brief von Johannes R. Becher an Willi Bredel, 29.10. 1945, in: Johannes R. Becher: Briefe, Bd. 1, Berlin/Weimar 1993, S. 263.

6 Siehe ausführliche Darstellung in: Karl Heinz Schulmeister: Auf dem Wege zu einer neuen Kultur. Der Kulturbund in den Jahren 1945–1949, Berlin 1977, S. 25f.

7 Siegfried Prokop, Dieter Zänker: Einheit im Geistigen? Protokolle des Präsidialrates des Kulturbundes 1945-1948, Berlin 2015, S. 52 und S. 405.

8 Akademie der Künste, Berlin, F.C. Weiskopf -Archiv, Signatur 362.

Ein Gemälde und viele offene Fragen

Auf unserer Mitgliederversammlung am ersten März 2016 überraschte uns Willi Bredels Sohn Claus mit einem großzügigen Geschenk. Er überreichte der Bredel-Gesellschaft ein Ölgemälde aus dem Nachlass seines Vaters. Es zeigt das heute noch existierende Backsteinwohnhaus Weinbergstraße 2 in Schwerin und im Hintergrund den Schweriner See.

Claus Bredel überreichte uns am 1.3.2016 das Gemälde von Willi Bredels Wohnhaus in Schwerin, Weinbergstraße 2. Im Hintergrund ist der Schweriner See zu erkennen. Ölgemälde von Karl Hennemann, 1951. Foto: René Senenko.

Zu DDR-Zeiten erinnerte eine steinerne Gedenktafel an dem Gebäude daran, dass der Schriftsteller Willi Bredel von 1947 bis Ende 1949 dort wohnte. In dem Haus befand sich während dieses Zeitabschnittes auch die Redaktion der von ihm herausgegebenen Monatszeitschrift „Heute und Morgen".

Glücklicherweise hatte der Maler sein Werk gut lesbar signiert: „Karl Hennemann 1951." Claus Bredel war dieser Künstler ebenso unbekannt wie uns. Auch über die Entstehung, den Erwerb und die „Nutzung" des Bildes konnte er uns leider nichts mitteilen. Es blieben also viele Fragen offen.

Wer war Karl Hennemann? Im Rahmen dieses Artikels muss ich mich auf wenige wichtige biographische Angaben beschränken:[1] Karl Hennemann wurde 1884 in Waren (Müritz) geboren und wuchs seit 1898 in Schwerin auf. Die Eltern unterstützten schon früh seinen Wunsch Maler zu werden. Die künstlerische Ausbildung begann er an der Kunstgewerbeschule Hamburg. Bereits nach einem Semester wechselte er an die Kunstschule Berlin. Danach studierte er an den Hochschulen für bildende Künste in Berlin-Charlottenburg und München. Intensiv förderte und prägte ihn der bekannte Hamburger Maler Friedrich Kallmorgen. Hennemann wandte sich um 1919 dem Holzstich zu, da er in der schwierigen Nachkriegszeit von der Malerei allein nicht leben konnte. Da Holzstiche sich aber leicht reproduzieren ließen und so schnell in den Handel gelangen konnten, waren sie zum Broterwerb wesentlich geeigneter als die aufwändige Ölmalerei. Die Kunsthistorikerin und Hennemann-Expertin Dr. Lisa Jürß beschrieb im Katalog zu einer

großen Ausstellung seines Werkes, die 1984/85 im Staatlichen Museum Schwerin stattfand, über diese dem Holzschnitt verwandte Technik:

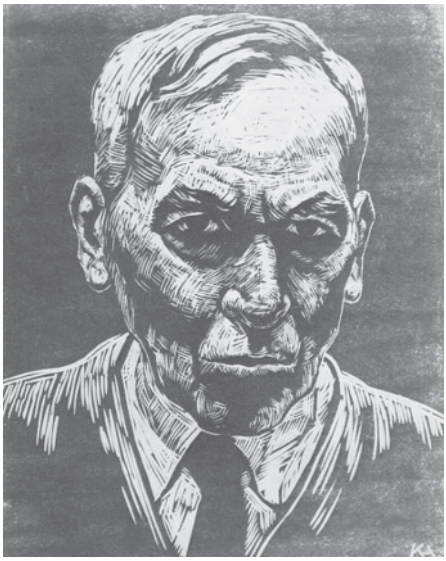
„Für seine Holzschnitte (gemeint sind Holzstiche, H.-K.M.) benutzte Hennemann Buchsbaum oder Birnbaumhirnholz. Nachdem die Zeichnung auf die glatte fest zusammengeleimte Holzplatte, den Druckstock, aufgetragen war, begann die konzentrierte schöpferische Arbeit mit dem Stichel. Viele der fein ausgeführten Schnitte wurden mit Hilfe einer Lupe getätigt. Die Arbeit erfolgt vom Dunkeln ins Helle und muß mit sicherer Hand ausgeführt werden, weil keine nachträglichen Korrekturen möglich sind. Da es sich um ein Hochdruckverfahren handelt, ist später auf dem Blatt zu sehen, was von der Platte stehen- und unberührt bleibt. Die Arbeit wird seitenverkehrt ausgeführt. Ist der Schnitt (Stich, H.-K.M.) fertig, beginnt der Druckvorgang. Die feuchte Druckerschwärze wird mit Hilfe einer Walze aufgetragen und danach das Papier mit der Hand aufgelegt und angedrückt… Nach sorgsamem Abheben vom Druckstock wird das Blatt getrocknet. Hennemanns Technik…wird als Holzstich bezeichnet, weil sie mit dem Stichel ausgeführt wurde und feinste Schnittlinien ermöglicht. Diese Methode kann neben der klaren Schwarz-Weiß-Komposition malerische Wirkungen erzeugen, weil optisch feinste Grauabstufungen entstehen und Lineares zurücktritt. Hennemann ist letztlich auch als Graphiker ein Maler geblieben.“[2]

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass er mit dieser seltenen Technik auch in den USA Anklang fand. Davon zeugen zwei Ausstellungen im Art Institute of Chicago, Illinois, in den Jahren 1935/36 und 1937/38. Die erste war eine Gemeinschaftsausstellung mit Käthe Kollwitz.[3] Bei einem Bombenangriff 1943 wurden Hennemanns Atelier in Berlin, wo er seit 1912 lebte, und ein Großteil seiner Arbeiten zerstört. Noch im selben Jahr zog er wieder nach Schwerin.

Willi Bredel vor der Eingangstür des Hauses Weinbergstraße 2, in dem sich auch die Redaktionsräume der Zeitschrift „Heute und Morgen“ befanden, um 1948. Foto: Archiv der WBG.

Aber was hatte nun der bürgerliche Maler und renommierte Holzstecher mit dem linken Arbeiterschriftsteller Willi Bredel zu tun? Bindeglied zwischen

diesen beiden so unterschiedlichen Männern war Karl Hennemanns Freund und Förderer Erich Venzmer, der 1893 in Rostock geboren wurde.[4] Nach dem Besuch des Realgymnasiums absolvierte er eine Lehre zum Dekorationsmaler in seiner Heimatstadt. Anschließend wurde er eingezogen und erlebte den gesamten Ersten Weltkrieg an der Front. Von 1919 bis 1921 besuchte er ebenso wie sein älterer Freund Hennemann die Hamburger Kunstgewerbeschule. Einer seiner Lehrer war der bekannte Maler des Alstertals Arthur Illies.[5] Anschließend absolvierte Venzmer eine Ausbildung zum Gewerbelehrer in Berlin und zog 1923 nach Schwerin, wo er bis 1945 als Lehrer arbeitete.



Selbstbildnis Karl Hennemanns, Holzstich, undatiert. Foto aus: Karl Hennemann, Malerei und Graphik, Ausstellungskatalog 1984, S. 2.

Während des Faschismus war gegen ihn 1935 ein Disziplinarverfahren wegen des „Verkehrs mit Juden“ eingeleitet worden. Nach der Befreiung wurde er als unbelasteter Antifaschist zum Oberregierungsrat für Kultur und Volksbildung in die Landesverwaltung Mecklenburg-Vorpommerns berufen. Bereits unmittelbar nach der Gründung schloss sich der engagierte Künstler und Lehrer dem Kulturbund an und wurde am 26.8.1945 in die erste Landesleitung der neuen Organisation gewählt.[6] Spätestens seit diesem Zeitpunkt hatte er Kontakt zu Bredel, der zum Landesvorsitzenden gewählt worden war. Die vielfältige Kulturszene im Hamburg der frühen Zwanziger Jahre wird sicherlich auch ein Gesprächsthema zwischen den beiden künstlerisch aktiven und interessierten Männern gewesen sein, die sich nun für eine antifaschistisch-humanistische Kultur engagierten. Das war im noch stark deutschnational und braun gefärbten Mecklenburg der unmittelbaren Nachkriegszeit eine schwierige Aufgabe wie u. a. aus einem internen ungeschminkten Bericht von Venzmer über den Tag der bildenden Kunst am 29. und 30.5.1946 in Schwerin deutlich wird. Darin beklagt er die bürgerlich-privatistische Gesinnung der Mehrheit der bildenden Künstler und die Isolation der wenigen „revolutionären“ Künstler. So war die im Rahmen dieser Veranstaltung ausgestellte Zeichnung „Absetzbewegung 1943“, die die Auswirkungen der Zerstörungsbefehle bei der Flucht der deutschen Truppen aus der Sowjetunion zum Gegenstand hatte, bekritzelt, beschmiert und mit den Aufschriften „Kommunistenschwein“ und „Großer Mist“ versehen worden. Die Mehrheit der Besucher sprach sich massiv gegen diese Zeichnung aus, da sie darin eine

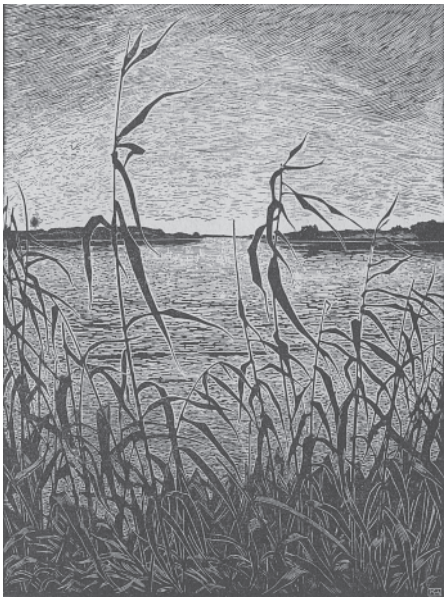
Herabsetzung der deutschen Wehrmacht sah.[7]

In dieser komplizierten Situation kam es für Bredel und Venzmer darauf an mit Geduld und Fingerspitzengefühl Bündnispartner aus dem Lager der bürgerlich-humanistischen Künstler und Kunstfreunde zu gewinnen. Das gelang Venzmer bei seinem Künstlerkollegen und Freund Karl Hennemann, der seine Unterschrift unter den öffentlichen Aufruf „Kulturschaffende rufen zur Wahl“ setzte. Dieser Aufruf war vom Kulturbund zu den ersten Gemeindewahlen am 15.9.1946 initiiert und von wichtigen Kulturschaffenden des Landes unterzeichnet worden.[8] Offensichtlich waren sich Bredel und Hennemann, die beide diesen Aufruf unterstützten, politisch etwas näher gekommen. Aber der Kunstfreund Bredel muss auch Gefallen an der feinen Technik des Holzstichs von Hennemann gefunden haben, denn bald zierte der Holzstich „Am Schweriner See“ das Titelblatt einer Ausgabe des Kulturbund-Mitteilungsblattes.[9] Eine engere Zusammenarbeit zwischen ihnen entwickelte sich im Zuge der Gründung der Mecklenburgischen Kultur- und Heimatzeitschrift „Heute und Morgen“. Im Verzeichnis „Ständige Mitarbeiter“ tauchte bereits in der ersten Ausgabe, die im Mai 1947 erschien, auch Karl Hennemann auf.[10] Außerdem wurde in diesem Heft das Schaffen des Malers und Holzstechers in einem ausführlichen Artikel von Edmund Schroeder dargestellt. Der Holzstich „Blühender Apfelbaum“ war sogar auf der Titelseite zu bewundern und ein weiterer Stich „Birken im Moor“ illustrierte den erwähnten Artikel.[11] Gut zwei Jahre später berichtete C. E. Köhne unter dem Titel „Grundthema Heimat“ über Hennemann als Graphiker.[12]

Auch Erich Venzmer war zu dieser Zeit in der „Heute und Morgen“ präsent. Manfred Pahl-Rugenstein veröffentlichte

Der Holzstich „Am Schweriner See“ von Karl Hennemann auf dem Titelblatt der „Demokratischen Erneuerung“, Mitteilungsblatt des Kulturbundes, Heft 9/10, 1947. Foto: Archiv der WBG.

einen Artikel über den Maler und illustrierte ihn mit drei Werken des Künstlers.[13] Bis zu ihrer Einstellung 1954 druckte die Zeitschrift insgesamt elf Holzstiche Karl Hennemanns und eine Reproduktion eines Ölgemäldes ab.[14] In diesem Jahr würdigte Rudolf Schaller ihn anlässlich seines 70. Geburtstages mit dem Artikel „Maler der Mecklenburgischen Landschaft.“[15] Die Auswertung der Zeitschrift belegt deutlich, dass zwischen Bredel und Hennemann über



Karl Hennemann: Schilfrohr, Holzstich, aus: „Heute und Morgen“, Heft 8, 1948, S. 519. Foto: Archiv der WBG.

Jahre eine vertrauensvolle Zusammenarbeit stattgefunden haben muss. Die beiden von ihrer Sozialisation, ihrem politischen Hintergrund und ihrem persönlichen Naturell so unterschiedlichen Männer haben durch ihre Kooperation im Rahmen dieser für die SBZ bzw. DDR eher ungewöhnlichen Kulturzeitschrift viel zur Entwicklung eines antifaschistischen und humanistischen Bewusstseins beigetragen.

Aber nun zurück zu den Ausgangsfragen. Über die Umstände der Entstehung bzw. Herkunft des Bildes lässt sich auch weiterhin nur mutmaßen: War es ein Geschenk von Hennemann an Bredel? War es ein Auftragswerk des Künstlers für Bredel, der sich gern an die Zeit in diesem Haus erinnerte? Oder war es ein verspätetes Abschiedsgeschenk des Kulturbundes in Mecklenburg an seinen Gründer und erfolgreichen Vorsitzenden, der Ende 1949 nach Berlin ging?

Diese Fragen und auch die Frage nach „Nutzung“ bzw. Hängung des Bildes müssen leider offen bleiben. Das mindert jedoch nicht unsere Freude über das Gemälde eines bedeutenden norddeutschen Künstlers aus dem Nachlass eines Hamburger Arbeiterschriftstellers, der auch in Mecklenburg seine Spuren hinterlassen hat. Abschließend möchte ich mich ganz herzlich bei Dr. Lisa Jürß, Dr. Hans Strutz und Prof. Karl Heinz Schulmeister bedanken, die mich bei meinen Recherchen unterstützt und mir sehr wichtige Hinweise gegeben haben.

Hans-Kai Möller

---

1 Karl Hennemann, Malerei und Graphik, Ausstellung anläßlich seines 100. Geburtstages im Staatlichen Museum Schwerin, November 1984 - Dezember 1985, Katalog, Redaktion: Lisa Jürß, S. 4-9.

2 Ebenda, S. 6.

3 Kürschners Graphiker-Handbuch: Deutschland, Österreich, Schweiz; Berlin 1959, S. 70.

4 Die folgenden biographischen Angaben beruhen fast alle auf Lisa Jürß: Künstlerkolonie Schwaan, Galerie in der alten Wassermühle, Fischerhude Oktober 2002, S. 126-129.

5 Hamburger Kunsthalle (Hrsg.): Katalog zur Ausstellung „ Hundert Jahre danach. Der Hamburgische Künstlerclub von 1897“, Fischerhude (1997), S. 116/117.

6 Manfred Krieck, Helga Leopoldi: Chronik des Kulturbundes in der Stadt Schwerin, ein Beitrag zur Geschichte des Kulturbundes in Mecklenburg, Teil 1, 1945-1947, Schwerin 1985, S. 7.

7 Landeshauptarchiv Schwerin (LHAS), Bestand 10.34-1, SED-Landesleitung Mecklenburg 613, Bericht zur Veranstaltung des Kulturbundes „Tag der bildenden Kunst“ am 29. und 30. Mai 1946 in Schwerin. (Verfasser: Erich Venzmer).

8 Demokratische Erneuerung, Mitteilungsblatt des Kulturbundes, Landesverband Mecklenburg, Heft Nr. 6, 1946, S. 3/4.

9 Demokratische Erneuerung, Heft 9/10, 1947.

10 Heute und Morgen, Schwerin 1947-1954, Bibliographie einer Zeitschrift. Bearbeitet von Hans Riedel, Berlin und Weimar 1987, S. 22.

11 Edmund Schroeder: Eine Birnbaumplatte und ein Maler, in: Heute und Morgen, Jahrgang 1947, Heft 1, S. 5-11.

12 C. E. Köhne: Grundthema: Heimat, in: Heute und Morgen, Jahrgang 1949, Heft 8, S. 518-520.

13 Manfred Pahl-Rugenstein: Porträtist mecklenburgischer Landschaft. Mit einer Studie eines Fischerkahns und der Aquarellskizze „Am Darß“ sowie als Kunstbeilage „Am Schweriner See“, in: Heute und Morgen, Jahrgang 1948, S. 472-474.

14 Heute und Morgen, Schwerin 1947-1954, Bibliographie einer Zeitschrift.

15 Rudolf Schaller: Maler der Mecklenburger Landschaft, in: Heute und Morgen, Jahrgang 1954, Heft 8, S. 467-469.

Erich Hackl zu Gast bei der Willi-Bredel-Gesellschaft

Der österreichische Schriftsteller Erich Hackl, engagierter Erzähler vom Widerstandskampf gegen Faschismus in Westeuropa und gegen Militärdiktaturen in Lateinamerika, besuchte am 7. November 2016 Hamburg. Als Gast der Willi-Bredel-Gesellschaft las er im Polittbüro aus seiner neuen Anthologie über den Spanienkrieg (1936–1939) neun Texte von neun verschiedenen Autoren, darunter Willi Bredel, Maria Osten, Joseph Roth und Anna Siemssen.

Erich Hackl traf bereits gegen Mittag in Hamburg ein, so dass genug Zeit für den Besuch zweier Gedenkorte des antifaschistischen Widerstands blieb. Zunächst waren wir zwei Stunden in der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte und anschließend weitere zwei Stunden im Büro der Bredel-Gesellschaft, zwei Orte, die Erich Hackl sehr beeindruckten. Dabei lernten wir den Menschen Erich Hackl kennen, der ein sehr aufgeschlossener und aufmerksamer Zuhörer ist. Man merkt ihm an, dass er für seine literarischen Arbeiten, die zumeist exakt recherchierte Lebensgeschichten von Widerstandskämpfern sind, die Geschichte machten, aber nicht in den Geschichtsbüchern erwähnt werden, viel mit sehr unterschiedlichen Menschen zusammenarbeitet und sich

sehr schnell auf seine Gesprächspartner einstellen kann.

Wir erfuhren viel Privates über Erich Hackl, über seine Arbeit und über die Menschen, die er während seiner dreißigjährigen literarischen Arbeit kennen lernte. Eine dieser Menschen war

Der österreichische Schriftsteller Erich Hackl vor der Geschäftsstelle der Willi-Bredel-Gesellschaft, Im Grünen Grunde 1. Foto: Herbert Schneider.

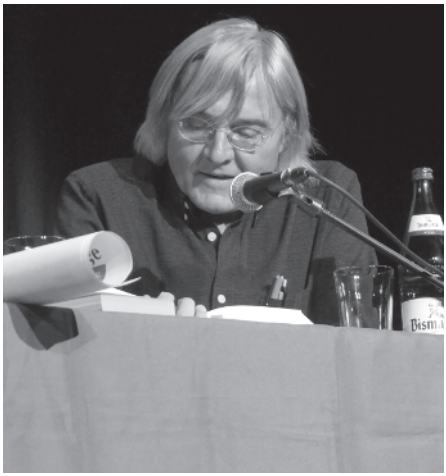
die Krankenschwester, die 1937 Gerda Taro, die in Spanien auf Seiten der Republik als Fotografin arbeitete und während der Offensive bei Brunete tödlich verwundet wurde, bis zu ihrem Tod pflegte. Sie erzählte ihm, dass Gerda kurz vor ihrem Tod noch nach ihrer neuen Kamera fragte. Viele Anregungen für seine Erzählungen bekam er während seiner Arbeit beim „Wiener Tagebuch", einer linken österreichischen Literaturzeitschrift. So erzählte ihm der Tagebuch-Mitarbeiter und ehemalige Spanienkämpfer Josef Meisel die Geschichte über seinen Kameraden aus diesem Krieg, Rudi Friemel, der nach Ausschwitz verschleppt wurde und dort seine Verlobte, die Spanierin Marga Ferrer heiratete. Hackl hat diese Geschichte in der Erzählung „Hochzeit in Ausschwitz" verarbeitet.

Die Abendveranstaltung im Polittbüro war ein voller Erfolg. Über 60 Zuschauer fanden sich in dem ehemaligen Kinosaal am Steindamm ein und lauschten einem gut aufgelegten Erich Hackl, der mit viel Empathie Texte rezitierte, die das unvorstellbare Engagement, das Leid, die Verzweiflung und den Widerstandwillen von Menschen schilderten, die sich der fortschrittlichen spanischen Sache verschrieben hatten. Bemerkenswert war, dass das gesprochene Wort den Texten eine Authentizität verlieh, die sich beim Lesen nicht einstellen will. Eingangs und zum Abschluss der Veranstaltung schilderte Hackl seine literarischen Positionen und Motive. Deutlich wurde die Haltung eines zutiefst politischen Menschen, dem es wichtig ist zu zeigen, dass der Widerstand gegen den Faschismus für Sozialdemokraten und Kommunisten eine Alltagserfahrung war. Das Erinnern daran hat eine wichtige politische Bedeutung im Hier und Jetzt. Er sieht seine Arbeitsleistung darin, auf Basis der oral history Lebensschicksale zu erschließen, es jedoch nicht bei einem Bericht darüber zu belassen, sondern daraus Literatur zu formen. Menschen und ihre Schicksale werden so intensiver erlebbar und eher zu einem Teil unserer Erinnerung. Für uns als Geschichtswerkstatt war es schön, aus seinem Munde die Bedeu-

tung „erzählter Geschichte“ zu vernehmen. Eine bessere Bestätigung unserer eigenen Arbeit hätte es kaum geben können.

Ein langer Tag ging zu Ende, als wir nach der Veranstaltung mit Erich, mittlerweile waren wir zum „Du“ übergegangen, an der „Langen Reihe“ kurz vor dreiundzwanzig Uhr bei Bier und Wein die kulinarischen Möglichkeiten, Erich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, der portugiesischen Küche ausloteten. Einige Tage später erhielten wir von ihm noch diese netten Zeilen: *„Auch mir hat die Veranstaltung sehr gefallen. Überhaupt Euch und die Willi-Bredel-Gesellschaft kennenzulernen – ich bin sehr froh, dass es Euch und sie gibt!“*

Herbert Schneider



Erich Hackl liest während unserer Abendveranstaltung im „Polittbüro“, aus seiner neuen Anthologie über den Spanienkrieg vor. Foto: Gert Krützfeldt.

Neue Anthologie „So weit uns Spaniens Hoffnung trug“

Buchbesprechung

Vor über 80 Jahren, im Juli 1936, putschten in Spanien rechte Generäle um Francisco Franco gegen die gewählte Volksfrontregierung. Mit Beginn der Auseinandersetzung engagierten sich tausende deutschsprachige Antifaschisten für die Volksfront als Freiwillige in den kämpfenden Einheiten, als medizinisches Personal und als publizistische Unterstützer, was sich in einer Vielzahl von literarischen und publizistischen Arbeiten niederschlug. Der österreichische Schriftsteller Erich Hackl, der sich in seinem eigenen Werk intensiv mit dem Spanischen Krieg beschäftigte, hat 46 dieser Arbeiten in einer 2016 erschienen Anthologie herausgegeben. Ein besserer Herausgeber hätte sich kaum finden lassen, da sich Hackl seit 30 Jahren intensiv mit dem Thema beschäftigt. Bereits 1986 hatte er zusammen mit Cristina Timón Solinís eine Anthologie „Geschichten aus der Geschichte des Spanischen Bür-

gerkriegs“ herausgegeben. Mit dem Spanienkämpfer Hans Landauer veröffentlichte er das „Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936–1939“. Aus eigener Feder stammen die Erzählungen „Entwurf einer

Unser Veranstaltungsplakat inspiriert durch den Einband der Spanienanthologie von Erich Hackl.

Liebe auf den ersten Blick“ und „Hochzeit von Ausschwitz“, in denen Hackl die tragischen Lebensgeschichten zweier Spanienkämpfer rekonstruiert. Hackl hat mit seinen Arbeiten eine Literaturgattung geschaffen, die zeitgeschichtliche Dokumentation und literarische Gestaltung, letztlich Fiktion und Faktum neu definiert. Seine Geschichten sind genau recherchiert, basieren auf wahren Begebenheiten. Sie sind aber mehr als reine Dokumentationen, da Hackl mit seiner ausgenommen schlichten und schnörkellosen Sprache den Leser die Ereignisse in sehr intensiver Weise nachempfinden lässt.

Hackl ist es mit Auswahl und Anordnung der Texte gelungen, die thematische Vielfalt des Themas einzufangen und so abzubilden, dass die tragischen Ereignisse vor dem inneren Auge des Lesers wieder lebendig werden. Er hat die Texte chronologisch geordnet, dass sich der Leser auf eine Zeitreise begibt. Berichte und Erzählungen beschreiben die Kämpfe an der Aragonfront im Spätsommer 1936, als anarchistische Milizen den Nordosten Spaniens unter republikanische Kontrolle brachten, den freiwilligen Einsatz vieler Ärzte und Krankenschwestern in den Lazaretten der Volksarmee, die Kämpfe der Internationalen Brigaden und die Niederlage der Republik Anfang 1939. Hackl fördert Texte über Ereignisse zu Tage, die heute vergessen sind, aber nicht vergessen sein sollten. Wem ist noch bekannt, dass 1936 in Cala Ratjada auf Mallorca viele deutsche Emigranten lebten, die nach dem Putsch um ihr Leben fürchteten, weil Mallorca faschistisch wurde? Oder, dass es während eines Fußballländerspiels zwischen Österreich und Italien in Wien im Frühjahr 1937 angesichts der italienischen Intervention auf Seiten Francos zu spontanen Solidaritätsbekundungen für die spanische Republik durch das österreichische Publikum kam.

Aus Sicht der Bredel-Gesellschaft sehr erfreulich ist die Berücksichtigung zweier Texte von Willi Bredel. Bredel war von August bis November 1937 Kriegskommissar des Thälmann-Bataillons der 11. Internationalen Brigade. Der Einsatz in Spanien regte Bredel zu einer Vielzahl von Arbeiten an, wie zum Beis-

piel die Erzählung „Begegnungen am Ebro“ oder „Aus meinem Spanischen Kriegstagebuch“. Insgesamt zwei umfangreiche Bände mit sämtlichen Arbeiten Bredels über den Spanischen Krieg von 1.000 Seiten Umfang hat Manfred Hahn[1] 1977 veröffentlicht. Hackl hat für seine Anthologie zwei Einträge aus Bredels Kriegstagebuch ausgewählt, welches erstmalig und in ganzer Länge in der Zeitschrift „Heute und Morgen“[2], später in diversen anderen Publikationen, oftmals gekürzt und leicht verändert publiziert wurde. Bredel berichtet in den beiden veröffentlichten Auszügen über das stumpfsinnige Soldatenleben und seine Abscheu vor Landsknechtstypen, die es wohl auch in den Reihen der Internationalen Brigaden gab. Im Vorwort bemerkt Hackl zu Recht, dass sich Bredel hier überhaupt nicht militärbegeistert äußere. Doch über den Nebensatz, dass Bredel „bei Hutter nicht gut wegkommt“[3], stutzt man. Denn liest man die von Hans Hutter[4], einem Schweizer Spanienkämpfer, in der Anthologie veröffentlichten Texte, in denen er unter anderem das aus seiner Sicht fehlende Einfühlungsvermögen deutscher Instrukteure gegenüber spanischen Rekruten beschreibt, so findet man Bredel gar nicht erwähnt.

Was mag nun Hutter gegen Bredel gehabt haben oder was meint Hackl genau damit, dass Bredel bei Hutter nicht gut wegkomme? Etwas Recherche schafft Aufklärung. Die in der Anthologie veröffentlichten Texte Hutters sind zwei kurze Auszüge aus seinem sehr lesenswerten Errinnerungsbuch[5]. Hutter kämpfte seit September 1936 in Spanien in unterschiedlichen Funktionen in der Centuria Thälmann und den Internationalen Brigaden. Als Bataillonsinstrukteur lernte er Bredel im September 1937 an der Aragonfront kennen. Hutter ist der Auffassung, dass Bredel ihm nach seiner Verwundung im Januar 1938 eine ganze Reihe von Dokumenten und Fotos entwendet und sich auch sonst abfällig über ihn geäußert habe.[6] Auf der anderen Seite schreibt Hutter, dass es Bredel

Erich Hackl im Gespräch mit Hans Matthaei in den Büroräumen der Bredel-Gesellschaft Im Grünen Grunde. Foto: Herbert Schneider.

gelang, den verschollenen Nachlass seines im Sommer 1937 bei Brunete ums Leben gekommenen Bruders Max ausfindig zu machen, nach dem er selbst viele Wochen vergeblich gesucht hatte.[7] Und hat sich nicht auch Bredel in seinem Spanienbuch „Begegnungen am Ebro“ kritisch über mangelnde Empathie deutscher Offiziere gegenüber den spanischen Soldaten geäußert? Auf Bredel muss Hutter auch einen starken Eindruck gemacht haben. In seiner Geschichte der 11. Internationalen Brigade, der auch Hutter angehörte, hat Bredel eine Kurzbiografie über ihn verfasst.[8] Bredel behauptet darin, dass Hutter gefallen sei, was nicht stimmt, eventuell aber Hutters Behauptung, Bredel habe ihm seine Unterlagen vorsätzlich entwendet, relativiert. Geht man davon aus, dass Bredel fälschlicherweise der Ansicht war, dass Hutters Verletzung tödlich war, so hat er die Unterlagen in der Absicht an sich genommen, sie in Sicherheit zu bringen und nicht, sie Hutter zu entwenden. Nun ja, endgültig auflösen wird man dieses Problem sicher nicht, doch liegt vermutlich einfach ein Missverständnis vor.

Hackls grundsätzlich positive Einschätzung von Bredels Arbeiten zeigt sich unter anderem an dem Umstand, dass er Texte von Bredel zum dritten Mal für eine Anthologie auswählte.[9] Im Vorwort der neuen Spanien-Anthologie hat Hackl seine Auswahlkriterien für die Aufnahme von Texten dargelegt. Wichtig war ihm, dass die Arbeiten frei von Phrasenhaftigkeit, hohlem Pathos, Humorlosigkeit oder politischer Borniertheit sind.[10]

„Soweit uns Spaniens Hoffnung trug. Erzählungen und Berichte aus dem Spanischen Bürgerkrieg. 46 Texte deutschsprachiger Frauen und Männer aus sechs Ländern, hg. v. Erich Hackl“, erschien im Züricher Rotpunktverlag, kostet 25 Euro und ist trotz dieser kleinen Ungereimtheit ein sehr lesenswertes Buch über ein Ereignis, das bis heute unvergessen ist.

Herbert Schneider

---

1 Willi Bredel: Spanienkrieg, 2 Bände, hg. v. Manfred Hahn, Berlin/Weimar 1977.

2 Heute und Morgen, H. 3, 1947, S. 153ff.

3 So weit uns Spaniens Hoffnung trug. Erzählungen und Berichte aus dem Spanischen Bürgerkrieg, 46 Texte deutschsprachiger Frauen und Männer aus sechs Ländern, hg. v. Erich Hackl, Zürich 2016, S. 19.

4 Hans Hutter: Nach Barcelona, in: Erich Hackl, 2016, S. 37ff. und Hans Hutter: Instruktor in Madrigueras, in: Erich Hackl, 2016, S. 244ff.

5 Hans Hutter, Spanien im Herzen. Ein Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg, Zürich 1996, S. 97.

6 Hans Hutter, S. 272.

7 Hans Hutter, S. 278.

8 Willi Bredel: Spanienkrieg, 1.Bd, hg. v. Manfred Hahn, Berlin/Weimar 1977, S. 41/42.

9 Willi Bredel: Wort und Wirkung, in: Erich Hackl, C. Timón Solinis (Hrsg.): Geschichten aus der Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 112f. und Willi Bredel: Jeder denkt: Österreich, in: Erich Hackl, Evelyne Polt-Heinzel (Hrsg.): Im Kältefieber. Februargeschichten 1934, Wien 2014, S. 75–79.

10 Erich Hackl, 2016, S. 13.

24. Fuhlsbüttler Filmtage

Zur Erinnerung an den Spanischen Krieg (1936–39)

Seit 24 Jahren gibt es die Fuhlsbüttler Filmtage und zum dritten Mal wurde das Thema „Spanischer Krieg“ präsentiert. Ein Thema, das sich immer wieder großen Interesses erfreut. Über sechzig Besucher fanden sich an den beiden Veranstaltungstagen im Grünen Saal ein und wurden nicht enttäuscht.

Am ersten Tag wurden zwei Filme gezeigt, die sowohl den Cineasten als auch den stärker am Thema Interessierten vollauf zufriedenstellen mussten. Luis Bunuels 1933 gedrehter Dokumentarfilm „Erde ohne Brot“ machte den Anfang und zeigte in bedrückenden Bildern die katastrophalen Lebensverhältnisse der Landarbeiter in Spanien am Vorabend des Krieges. Jeden Zuschauer machte dieser realistische Film, den man vom Surrealisten Bunuel gar nicht erwartet hätte, klar, warum der Abwehrkampf gegen die Militärs an vielen Orten in einer sozialen Revolution gipfelte, die unter anderem zur Kollektivierung der Landwirtschaft führte. Anschließend wurde von André Malraux „L'Espoir“ (Die Hoffnung) gezeigt, ein Spielfilm aus dem Jahr 1938/39, der noch an Originalschauplätzen in Spanien gedreht und später in Frankreich fertiggestellt wurde. Malraux drehte, weil er eine Botschaft hatte und nicht, weil er Geld brauchte oder es sein Beruf war,

Hans Beimler in Spanien. Foto aus: Willi Bredel: Spanienkrieg I, Berlin und Weimar 1. Auflage 1977, Abbildung 54.

Filme zu drehen. Gezeigt werden Menschen im Engagement für die span-

ische Republik während des Krieges. Die Handlung spielt Ende 1936 bei Teruel in Aragonien. In einem Dorf erheben sich die Bewohner gegen die faschistischen Unterdrücker. Aus dem republikanischen Teil Spaniens machen sich Freiwillige auf, ihnen zur Hilfe zu kommen. Auf einem Flugfeld bereiten sich Angehörige einer internationalen Fliegergruppe auf den Angriff gegen eine Brücke und einen Militärflugplatz vor. Viele kommen zu Tode, doch fällt einer, so ergreift der Nächste das Gewehr und schießt weiter. Die Fliegergruppe eint das Thema Solidarität, von Malraux in einer imposanten Monumentalsequenz zum Schluss des Filmes in Szene gesetzt. Der Film besticht durch seinen unbedingten Realismus und der Zuschauer wird ein Teil der Handlung.

Tag zwei war ganz den Internationalen Brigaden gewidmet. Zwei Dokumentarfilme näherten sich dem Thema auf ganz unterschiedliche Weise. Auf der einen Seite der Film „Spaniens rote Sonne“ von Susanne Sterzenbach, gedreht 1996, die den Spanienkämpfer und späteren DDR-Bürger Kurt Höfer auf seiner Reise zu seinen Einsatzorten in Spanien filmisch begleitet und beste „oral history“ bietet. Hofer erzählt seine Erlebnisse als Interbrigadist, auch sehr private, und trifft Spanier, die wie er für die Republik einstanden und zu langen Haftstrafen verurteilt wurden. Der zweite Dokumentarfilm war der Defa-Film „Spanien im Herzen – Hans Beimler und andere“ von Karlheinz Mund, entstanden 1985, der einen der ersten KPD-Funktionäre portraitiert, der sich ab August 1936 um die Organisation der in Spanien befindlichen deutschen Kriegsfreiwilligen zu geordneten kämpfenden Einheiten kümmerte. Mund rekonstruiert Beimlers Einsatz in Spanien anhand von Originalfilmaufnahmen von Beimler kurz vor seinem Tod 1936, Interviews mit Beimlers Frau, Tochter und Weggefährten sowie intensiven Landschaftsaufnahmen von den Orten entlang des Ebros und der kastilischen Hochebene, an denen die Internationalen Brigaden zum Einsatz kamen. Mund lässt das Bild eines Menschen entstehen, der durch seinen selbstlosen Einsatz zum Vorbild für viele Tausend Interbrigadisten wurde.

Der Wermutstropfen dieser Filmtage war, dass sie zum letzten Mal im Grünen Saal stattfanden. Bäderland als Vermieter sieht keine Veranlassung mehr, Stadtteilkultur durch die Überlassung des ehemaligen Eingangsbereichs des Ohlsdorfer Schwimmbads zu fördern. Als rücksichtsloser Förderer von Verdrängung lässt sich halt mehr Kohle machen.

nfa

Leserreaktionen

Bereits zwei Tage nach Erscheinen des Rundbriefs 2016 erhielten wir von **Reinhardt Silbermann** nette Worte: „Moin comrade, … Übrigens, der Rundbrief ist wirklich klasse. Erstklassige Inhalte ohne den vielerorts auf den Geist gehenden Phrasensalat. Herzliches Salud Reinhardt".

Jean-Pierre Félix-Eyoum aus München, Großneffe von Rudolf Manga Bell, lobte im Mai 2016 den Artikel über die geforderte Umbenennung des Woermannswegs in Manga-Bell-Weg. „Er hat mich emotional sehr angesprochen und bewegt."

Manfred Sengelmann, Redakteur der Zeitschrift des Bürgervereins Fuhlsbüttel, freute sich Mitte Mai 2016 über „wieder sehr gute Berichte. Klasse".

Am 14. Mai schrieb **Irmgard Kraus** über den Rundbrief: „Ich habe mit großer Freude darin gelesen und Neues erfahren. Bitte richten Sie doch Herrn Schneider aus, dass mir sein Artikel über meinen Vater, der so fundiert und akribisch recherchiert ist, sehr sehr gut gefallen hat. Auch der Aufsatz von Karl Heinz Schulmeister ist sehr interessant und aufschlussreich für mich."

Und **Karl Heinz Schulmeister** bemerkte in einem Brief vom 16.5.2016 kurz und knapp, dass der „Artikel Bredel und Bartho … großartig [sei]. So waren die Beiden!"

Hannelore Reimann schrieb uns im Juli, dass sie mit viel Interesse vor allem die Beiträge über Willi Bredel gelesen habe und erfreut darüber sei, was es immer wieder über ihn zu berichten gibt.

Rolf Beetz, der zu DDR-Zeiten das Erich-Weinert-Klubhaus in Berlin-Oberschönweide leitete und den Rundbrief jedesmal mit großer Freude liest, übersandte uns einige interessante Unterlagen über seine Arbeit.

Zwei Zuschriften erhielten wir zum Artikel von Karl Heinz Schulmeister über die Schriftstellerfreundschaft zwischen Willi Bredel und Arnold Zweig.

Horst Laude aus Berlin lobte die informative Darstellung, die dem Leser die Beziehung der beiden und zugleich manche zeitgeschichtlichen und literarischen Zusammenhänge nahe bringe. Er wies auch noch auf eine Fehlstelle in dem Artikel hin, nämlich, dass Bredel 1934 in seiner Rede auf dem 1. Sowjetischen Schriftstellerkongress unter anderem Arnold Zweig als wichtigen antifaschistischen Schriftsteller erwähnte.

Sehr ausführlich schrieb **Dr. Rolf Richter**, Autor vieler wissenschaftlicher Arbeiten über Willi Bredel: „Schon lange lag es mir am Herzen, den Freunden der Willi-Bredel-Gesellschaft insgesamt und speziell den Verantwortlichen der Rundbriefe für

ihre unermüdliche und verdienstvolle Arbeit zu danken. Naturgemäß haben mich dort die Bredel-Beiträge von Hans-Kai Möller, Hans Matthaei, Herbert Schneider und den anderen Autoren besonders interessiert, ich erfuhr viel Neues.
Im letzten Heft las ich mit großem Interesse den Aufsatz von Karl Heinz Schulmeister über Willi Bredel und Arnold Zweig, über ihre Schriftstellerfreundschaft, die Kameradschaft im antifaschistischen Kampf und in der Weltfriedensbewegung, ihre Zusammenarbeit im Rahmen der Akademie der Künste der DDR, des Schriftstellerverbandes und des Kulturbundes. Auch Meinungsverschiedenheiten in manchen politischen und kulturpolitischen Fragen konnten das enge Verhältnis nicht beeinträchtigen.
Ich hatte Gelegenheit, auf einer Konferenz der Stettiner Universität im April 1988 zur Kriegsproblematik in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts über Bredel und Zweig zu sprechen. Viele Aussagen finden sich im Rundbrief 2016 wieder. Mir schien es damals wichtig zu sein, den tiefen Symbolgehalt der Präsidentschaft in der Akademie der Künste (Zweig 1950 bis 1953, Bredel 1962 bis 1964), die gegenseitige Wertschätzung ihrer literarischen Leistungen, die Ehrlichkeit und Offenheit beider Autoren besonders hervorzuheben.

So war es für mich eine große Freude, durch den letzten Rundbrief eine weitere Gemeinsamkeit mit Karl Heinz Schulmeister zu finden, dessen Mitarbeiter ich einige Jahre gewesen bin.“

zusammengestellt von Herbert Schneider

Impressum

ISSN 2192-9599

Herausgeber
Willi-Bredel-Gesellschaft
Geschichtswerkstatt e.V.
Ratsmühlendamm 24
22335 Hamburg
Tel (040) 59 11 07

eMail
willi-bredel-gesellschaft@t-online.de

web www.bredelgesellschaft.de

Öffnungszeiten Di. 15–18 Uhr und nach Vereinbarung

Bank Hamburger Sparkasse
IBAN DE49 2005 0550 1057 2101 04
BIC HASPDEHHXXX

Verantwortlicher Redakteur Holger Tilicki, Ratsmühlendamm 24, 22335 Hamburg

Redaktion Hans Matthaei, Hans-Kai Möller, Holger Tilicki, Herbert Schneider

Koordination Holger Tilicki

Layout Michele

Druck A. S. Müller Sofortdruck GmbH, Papenreye 17, 22453 Hamburg

Auflage 1.200

Gefördert von der Freien und Hansestadt Hamburg, Bezirksamt Hamburg-Nord

Artikel von Gastautoren spiegeln nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wider.

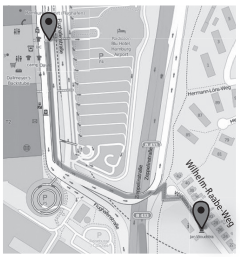
DAUERAUSSTELLUNGEN
in den Zwangsarbeiterbaracken am Flughafen

Zwangsarbeit

im Norden Hamburgs
1943 – 1945

Die Willi-Bredel-Gesellschaft - Geschichtswerkstatt e. V. hat die letzten weitgehend im Originalzustand erhaltenen Zwangsarbeiterbaracken Hamburgs vor dem Abriss gerettet und dort drei anschauliche Dauerausstellungen über Zwangsarbeit eingerichtet.

Weg vom S-Bahnhof Flughafen zum Zwangsarbeiterlager Wilhelm-Raabe-Weg 23



Karte aus www.openstreetmap.org

Leidensweg und Behauptung
Matla Rozenberg

Tschenstochau

Ghetto Lodz

Auschwitz

Außenlager Dessauer Ufer (Hamburg)

KZ Sasel

Bergen-Belsen

Öffnungszeiten 2017:

Jeder erste Sonntag im Monat, 14 – 17 Uhr, Fuhlsbüttel, Wilhelm-Raabe-Weg 23, Nähe Flughafen

1. Januar
5. Februar
5. März
2. April
7. Mai
4. Juni
2. Juli
6. August
3. September

Sonderöffnungen:
Tag des offenen Denkmals: 10. September
Tag der Geschichtswerkstätten: 8. Oktober

1. Oktober
5. November
3. Dezember

Informationszentrum über Zwangsarbeit in Hamburg
Zwangsarbeiterlager Wilhelm-Raabe-Weg 23

Willi-Bredel-Gesellschaft - Geschichtswerkstatt e. V.
Im Grünen Grunde 1 b
22339 Hamburg
Tel. 040 / 59 11 07
www.bredelgesellschaft.de